

LÜBECKISCHE BLÄTTER

● Adjus Meierbrüch	1
● Bundespräsident zum 80. von Günter Grass	4
● Abschied von der Schatz- Doktrin	7
● Schätze der Völkerkunde- sammlung	8
● Ungewisse Zukunft der Völkerkundesammlung	10
● Karl Otto Dummer	14
● Die Erfindung eines Piraten	15
● Mit Wettbewerb und Privatisierung?	17
● Heinrich-Mann-Tagung	18
● Veranstaltungen	21
● Meldungen	23



Schaltjahr für Ihr Geld.

Richten Sie Ihre Geldanlage steueroptimiert aus – und bewahren Sie sich langfristig Ihre Gewinne.*

Jetzt in Ihrer



 Sparkasse zu Lübeck

Jetzt beraten lassen,
jahrelang profitieren.


Investmentfonds



*Es können sich Änderungen mit produktbezogenen Auswirkungen im weiteren Gesetzgebungsverfahren ergeben (Stand: November 2007). Allein verbindliche Grundlage für den Erwerb von Deka Investmentfonds sind die Verkaufsprospekte und Berichte, die Sie bei Ihrer Sparkasse oder Landesbank erhalten. Oder von der DekaBank, 60625 Frankfurt und unter www.deka.de

DekaBank
Deutsche Girozentrale

 Finanzgruppe



LÜBECKISCHE BLÄTTER

12. Januar 2008 · Heft 1 · 173. Jahrgang · Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Ulf Hope seggt: Adjüs Meierbrüch



St.-Lorenz-Brücke? Good, dat weer de Nam vun Amts wegen. Avers, keeneen hett das seggt. För uns weer dat de Meierbrüch: wo se to Enn is, fangt de Meierstraat an, or mientwegen ok annersrüm. Johrelang bün ik mit een poor anner Jungs över de Brüch lopen, morgens hen na de Oberschool, meddags to rüch. Un dor wer jümmers wat los, sünnerrlich up den Henweg. Meist wer dat üm desülvige Tied, so bi Klock half acht. De Segeberger Tog wer denn all weg, wie harn em ok all bimmeln hört, as he över de Tegelstraat föhrte. Aver den Hamborger kregen wi meist tofaat, wenn de Lokomotiev ehren Damp över den Footweg pust. Een Tied lang stünn dor de ole Schröder an dat Rick. He wer een pensioneerten Lokführer, harr jümmers noch sein Deenstmütz op, sien Taschenklock in de Hand un keek achter den Tog ran. Denn klappte he sien

Klockendeckel to, dreihete sik üm und säh luud: „All twee Minuten, so wat ook – in de Tied wär ik jümmers all bi den Lokschuppen“, schüddel den Kopp un güng nah Huus. Dor löpen veele Lüüd to Foot över de Brüch, private Autos gäv dat noch nich, de Stratenbahn föhrte de Fackenborger Allee lang, un de Stoppstell vun den Omnibus weer in de Hansestraat. An een Enn vun de Brüch, na de Meierstraat to, geev dat ne Trepp för de Iesenbahners, de na den Lokschuppen güngen. Wi Kinner sünd dor ok gern rünnerjump, wiel de iesernen Stufen denn so luud dröhnten. Wegen den Krach sünd wi mennigmal utschimpt worrn. Op de Bahnhofsied geev dat keenen Footweg. Dor weer de Pad för dat Veeh, dat ut de Waggonen an de letzten Spöör keem un denn de Ramp hoch un de Brüch lang na de Veehallen dreeven wörr. De stünn dor, wo nu de grooten Garagen

buut sünd. Mennigmal wörr de Straat ok afsparrt, wenn de Veehhändler Fiete Plagmann sein Köh doröver un denn den Pad an de Segeberger Bahn lang op sein groote Wisch schuchte. He stünn denn op de Straat, sien Fohrrad dwars vör em, mit een utfransten Krückschach inne Hand, mit den he de Köh een rövertrök, de utbüxen wullen. Achternah müssen wie avers fix lopen, dat wie nich to laat to School kemen. Up den Weg na Huus sünd wi ok mal de Veehramp roplopen: Den Ranzen afschnallt, uns dörch de Drallen quetscht un den hochsuust, ehr dat de Oppasser uns faat kreeg. Af un to hebbt wi ok Mudder Meiersch tokeeken, wenn se dörch das Veehrick steeg un mit een Kahlenschüffel sik een Emmer vull Kohschiet halte as Dünger för ehren Gorden. Se leet denn ehre Hölentüffel op de Straat stahn, dat se naher fixer trüch krabbeln kunn, wenn ne niege Koppel Veeh anlopen käm. Mal hett Egon Hamann ehre Tüffeln grapscht un is dormit een Stück wegloopen, un Mudder Meiersch is mit ehr barsche Been



achteransuust, hett schimp un mit de Kahlenschüffel rümfuchtelt. Dat wer en Juchhei för uns Jungs. Avers Egons Mudder hett denn een poor Daag later för een Groschen Petersill köfft bi Fru Meier. Dor is denn uns Undög ruutkamen, un Egon kreeg een Ding achter de Ohrn. He hett naher een ganze Tied keen Petersill mehr eten, so hett he us wenigstens vertellt. Dor is ok mal eene Koh bi dat Utladen an de Veehramp utkneepen un över de Spöör lopen. Un wi heebt tokeken, as de Bahnpolizei se jagt un toletzt ok dootschaten heebbt. Door heff ik denn as Jung lang noch vun dröömt. So wer jümmers veel to kieken, un mit mien Frünn bün ik ok in uns free Tied af un to op de Meierbrüch west. In de letzten Johrn vun den gräsigen Krieg föhrten mennigmal lange Töög ünner dörch mit Kanonen und Panzern, un up de grooten Lokomotieven weer upmalt „Räder müssen rollen für den Sieg“. Avers dat is allens lang vörbi. Dat giff keene Damplokomotieven mehr, dat Rick und de Pad för dat Veeh, un ok de iesern Trepp sünd avbuut. Op beide Sieden sünd nu Footweg, blots dat giff kuum noch Lüüd, de dor langgaht. De meisten sitt in ehr Autos, un ok Omnibusse föhrt dor röver. Ik wahn ok all lang nich mehr in de



Gegend, avers af un to föhr ik gern över de Brüch. Un denn gaht mi de olen Geschichten un ok de Lüüd dörch den Kopp ut de Tied, as ik to Foot över de Meierbrüch to School güng. Mann, nu seggt de Baas vun de Iesenbahn, dat de Brüch nix mehr döcht. Se is to flach, de Strippen för

de elektrischen Lokomotieven gaht nich ünnerdörch. Mien schöne ole Meierbrüch wart nu tweimokt, afwrackt un wegsmenten. De niege Brüch avers kann mienenthalven noch so prächtig warrn, ik war op jeden Fall blots „St.-Lorenz-Brücke“ to ehr seggen.

Danziger Bankenbrüder spenden für den Paramentenschatz im St.-Annen-Museum

Von Dr. Rolf Johannes

Die Hansestadt Danzig war im 14./15. Jahrhundert eine der wichtigsten und wohlhabendsten Städte Europas, ihre Hauptkirche, die Marienkirche, eine der größten Kirchen der Welt. Die Paramentensammlung der Danziger Marienkirche aus dieser Zeit befindet sich in Lübeck im St.-Annen-Museum. Sie gehört zu den wenigen großen kostbaren Sammlungen mittelalterlicher Kirchengewänder.

Daß der Paramentenschatz überhaupt noch existiert und in Lübeck zu sehen ist, verdanken wir einer wunderbaren Rettung. Am Ende des Zweiten Weltkriegs nahmen Gemeindemitglieder den Schatz mit auf die Flucht und sammelten die wertvollen Stücke in der »Schwesterkirche« St. Marien zu Lübeck.

Ebenfalls im 15. Jahrhundert wurden die Bankenbruderschaften des Danziger Artushofes gegründet. Diese Bruderschaften des Artushofes waren Vereinigungen von Kaufleuten mit kulturellen und sozialen Zielen. Auch sie sammelten

sich nach dem Kriege in Lübeck. Vier dieser Banken existieren noch und haben ihr Domizil im Schabbelhaus zu Lübeck, dem Haus der Lübecker Kaufmannschaft, gefunden. Eine dieser Banken, die Heilige-Drei-Könige-Bank zu Danzig in Lübeck, hat nun eine Spende in Höhe von Euro 3.000,- zur Restaurierung zweier Paramente Frau Dr. Vogeler, der Leiterin des St.-Annen-Museums, übergeben.

In dieser Form soll der Danziger Paramentenschatz neu präsentiert werden.

(Foto: Ulrike Reichert, Köln)



Winterball 2008 in der Gemeinnützigen, Lübeck

Samstag, 26. Januar 2008, 19.30 Uhr, Gesellschaftshaus, Königstraße 5

Karten: Konzertkasse im Hause Weiland und in der Gemeinnützigen, Vorverkauf 18,– Euro, Abendkasse 23,– Euro.

Tischreservierungen erbeten unter 0451 75454 (9:00–13:00 Uhr)

Vortrag

Mittwoch, 16. Januar 2008, Königstraße 5, Großer Saal, 19.30 Uhr, Eintritt Frei

Bedeutung der Völkerkunde – heute

Prof. Dr. Karin von Welck, Kultursenatorin Hamburg

Frau Prof. von Welck kommt nach Lübeck, um aus der Sicht der erfahrenen Ethnologin die grundlegende Bedeutung der Völkerkunde heute im Zeitalter von Migration und Globalisierung darzulegen. Hintergrund der Einladung in die Gemeinnützige ist die kürzliche Einstellung der Ausstellungstätigkeit der Völkerkundesammlung im Zeughaus. Die Gemeinnützige möchte das Wissen breiter Kreise über die historische Bedeutung der Hansestadt, ihre Beziehungen in die ganze Welt und ihre wichtige Völkerkundesammlung noch einmal aufrufen und die Wichtigkeit der Völkerkunde heute unter Beweis stellen. Kommen Sie zahlreich! Von Ihrem Interesse und Ihrer Begeisterung hängt das Weiterleben der Völkerkundesammlung Lübeck und insbesondere ihre Ausstellungstätigkeit und didaktische Arbeit unmittelbar ab.

Dienstagsvorträge

15. Januar 2008, Königstraße 5, Großer Saal, 19.30 Uhr, Eintritt Frei

Sozialtherapie in der Justizvollzugsanstalt Lübeck

Hilde van den Boogaart, Leiterin der Sozialtherapie in der Justizvollzugsanstalt Lübeck

Gemeinsam mit der Rechtsfürsorge e. V. „Resohilfe“

22. Januar 2008, Königstraße 5, Großer Saal, 19.30 Uhr, Eintritt Frei

„Ein Bericht für eine Akademie“ von Franz Kafka

Marlies Jensen (Leier), Schleswig

Hochdeutsche Einführung und plattdeutsche Lesung

Gemeinsam mit der Plattdutschen Volksgill to Lübeck e. V.

29. Januar 2008, Königstraße 5, Großer Saal, 19.30 Uhr, Eintritt Frei

Das Buddenbrookhaus – zwischen Baudenkmal und literarischer Rekonstruktion

Dr. Björn Kommer, Museumsdirektor im Ruhestand (Kunstsammlungen Augsburg)

Gemeinsam mit der Deutschen Stiftung Denkmalschutz

mittwochsBILDUNG

30. Januar 2008, 19:30 Uhr, Eintritt frei Großer Saal, Königstraße 5

Schule in Deutschland durch die orangene Brille. Qualitätsfragen aus niederländischer Perspektive

Vortrag und Gespräch von und mit Prof. Dr. Jos Letschert, Enschede/Niederlande

Jos Letschert (1948) ist Professor für Curriculumstudien an der Universität Twente. Darüber hinaus hat er eine Professur an der Hochschule für Lehrerbildung, „Edith Stein“, in Hengelo. Er leitet die Forschungsabteilung am Niederländischen Institut für Curriculumentwicklung (SLO) in Enschede. Jos Letschert hat zahlreiche nationale und internationale Projekte zu bildungs- und schulpolitischen Themen geleitet und dazu eine große Zahl von Veröffentlichungen vorgelegt. Am Anfang seiner Karriere war er für mehrere Jahre Lehrer in der Primarstufe.

Theaterring

Oper

Sonnabend, 19.1.2008, 19:30 Uhr

Richard Wagner, Rheingold

„Patriotisch um Deutschland ringen“

Laudatio von Bundespräsident Horst Köhler bei der Festveranstaltung anlässlich des achtzigsten Geburtstages von Günter Grass am 27. Oktober 2007 in Lübeck

Meine Damen und Herren, sehr geehrter Herr Grass, es ist erst vier Wochen her, da haben Sie in Schloss Bellevue einige Ihrer Gedichte vorgetragen. Das war für meine Gäste und mich ein beeindruckendes Erlebnis; es ist ja allgemein bekannt, dass Sie ein besonders guter Vorleser sind. Sie lasen unter anderem aus Ihrem Gedicht „Mein Makel.“ Es beginnt so:

„Spät, sagen sie, zu spät,
Um Jahrzehnte verspätet.
Ich nicke: Ja, es dauerte,
bis ich Wörter fand
für das vernutzte Wort Scham.“

Und am Ende heißt es:

„Nicht zu bemängeln
Ist sanktioniertes Unrecht
Nie zu spät wird, was war und ist,
beim Namen genannt.
Makel verpflichtet.“

Diese Zeilen haben die anderen Gäste und mich an jenem Abend sehr bewegt. Wir wissen, wovon in diesem Gedicht die Rede ist. Als im letzten Jahr Ihre Autobiographie erschien, war es Ihr Bekenntnis, als Jugendlicher der Waffen-SS angehört zu haben, das die Gemüter, man muss schon sagen: weltweit bewegte. So riss dieses Buch noch einmal den Vorhang weit auf und gab den Blick frei auf eine Zeit, die nicht nur Sie, Herr Grass, sondern alle Ihre Altersgenossen tief geprägt, ja „gezeichnet“ hat, wie Sie es einmal formuliert haben. In fast jeder Biografie – aber im Leben von Künstlern ganz gewiss – prägen die Muster der Kindheit die Gestalt und die Erfahrungsmöglichkeiten des späteren Lebens. Bei Ihnen und Ihrer Generation fiel diese Zeit in den Krieg. Ihre Kindheit und Jugend wurden bestimmt vom Krieg, den niemand vergessen kann, von der Diktatur, von dem Menschheitsverbrechen, das kein Deutscher jemals vergessen darf. Sie selber, Herr Grass, zeigen „Beim Häuten der Zwiebel“, wie fast alle Themen, Konstellationen und Figuren Ihrer Bücher durch die Erfahrungen Ihrer Kindheit und Jugend bestimmt sind.

In der Geschichte der Kunst und der Literatur nach dem Krieg haben Sie und die Angehörigen Ihrer Generation, die nach 1945 zu arbeiten und zu publizieren begannen, eine bedeutende, ja entscheidende Rolle gespielt. Beispielhaft steht dafür die Gruppe 47. Sie nahm von An-

fang an vor allem die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit auf. Diese Künstlergeneration hatte immer mehr als nur die reine Kunst im Sinn. Ob das nun gut oder schlecht für die Kunst selbst war, mögen Kritiker und Kunsthistoriker beurteilen. Die Tatsache aber, dass die jungen Künstler nicht nur beobachteten, sondern sich einmischten in die gesellschaftlichen Diskussionen und Debatten, ja dass sie mithalfen, dass überhaupt so etwas wie eine kritische Öffentlichkeit entstand, diese Tatsache war am Ende gut für unser Land. Die Schriftsteller und Künstler bildeten einen wichtigen Teil der kritischen Intelligenz – und so wurden sie in der Hauptsache wahrgenommen. Das bestimmte auch zu großen Teilen das oft sehr gespannte Verhältnis zwischen dem Staat und seinen Repräsentanten auf der einen und den Künstlern auf der anderen Seite. Aber ist das das ganze Bild?

In Ihrer Autobiographie, Herr Grass, kommt auffälligerweise ein Thema öfter vor. Sie betonen, dass Sie Danzig, Ihre Heimatstadt, mit eigenen Augen gesehen haben, als „sie noch heil mit allen Türmen und Giebeln stand.“ An einer anderen Stelle heißt es fast wortgleich: „als die Stadt noch mit allen Türmen und Giebeln wie auf Postkarten aussah“.

Aus diesem so kurzen und wiederholten Satz spricht, wenn ich es richtig sehe, eine tiefe Trauer über das Verlorene und Zerstörte. In Ihrem Roman „Die Rätin“ fängt ein Gedicht so an:

„Es war einmal ein Land, das hieß Deutsch
Schön war es, gehügelt und flach.
Und wusste nicht, wohin mit sich.
Da machte es einen Krieg, weil es überall
Auf der Welt sein wollte und wurde klein
davon ...“

Die Literatur, die sich mit den Ursachen und Schuldigen an der Zerstörung auseinandersetzte – war sie nicht auch immer schon ein Versuch, das Verlorene und schmerzlich Vermisste zu retten und zu bewahren? Und sind nicht auch große Teile Ihrer Arbeit, Herr Grass, so zu deuten? Ihre Literatur stünde in dieser Hinsicht nicht allein. Bei dem Satz von den Türmen und Giebeln der Stadt Danzig kam mir zum Beispiel auch mein Besuch bei Walter Kempowski in den Sinn. Er hatte sich in seinem Haus in Nartum seine Heimatstadt Rostock mit ihren Türmen und Giebeln maßstabsgetreu nachgebaut – seine Heimat,

die nicht nur der Krieg zerstört hatte, sondern die für ihn wegen der kommunistischen Diktatur auch unzugänglich geworden war. Auch seine Literatur – von der „Deutschen Chronik“ bis zum „Echolot“ – ist Rettung des Verlorenen. Und sind nicht die „Jahrestage“ Uwe Johnsons ebenfalls ein solcher Rettungsversuch? Hört, sieht und schmeckt man nicht das alte Mecklenburg in seinen Büchern? Und scheint nicht bei Heinrich Böll auch noch in seinen bittersten Arbeiten die Trauer um das für immer zerstörte Köln durch?

Sie alle – und man kann auch noch Alexander Kluge nennen mit seinem Abgesang auf das bombardierte Halberstadt und seiner „Chronik der Gefühle“ oder Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ oder Martin Walsers „Springenden Brunnen“ oder eben die kaschubischen Wurzeln bei Ihnen, Günter Grass. – Sie alle sind ja nicht nur Künstler, die unsere Geschichte und unsere Gesellschaft nach 1945 kritisch begleitet und ihr künstlerische Gestalt gegeben haben. Sie sind ja auch aufgebrochen zur „Verteidigung der Kindheit“ und damit zur künstlerischen Bewahrung einer verlorenen Heimat und ihrer zerstörten Städte und Landschaften, zur Bewahrung eines Deutschlands, das es so nicht mehr gibt. Selbst beim nun wirklich kosmopolitischen und so ganz unsentimentalen Hans Magnus Enzensberger gibt es das Gedicht „Alte Heimat“, das eine Rückkehr an den Ort der Kindheit und Jugend beschreibt und das mit den Sätzen schließt:

„Fast hätt es dir die Kehle zugeschnürt
Sehr alte taube Stunden kehren wieder.
Du fröstelst und du lachst. Du bist gerührt.
Am Gartenzaun blüht immer noch der Flieder.“

Keine Angst, ich möchte die Gründungskinder der deutschen Nachkriegsliteratur nicht sämtlich zu Heimatschriftstellern erklären. Auch ist Literaturgeschichte nicht meines Amtes. Kann es aber nicht sein, dass sich in dieser Literatur auch eine Beziehung zur Heimat zeigt, die viel stärker ist als oft beobachtet und vielleicht von den Autoren selbst bemerkt? Gerade durch Ihre kritische Arbeit, gerade durch Ihre oft schmerzliche und schonungslose Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ist das Wort Heimat ja wieder ein benutzbares Wort geworden – und auch ein literarisches Motiv, nicht

minder wichtig als die Gesellschaftskritik und das politische Engagement. Und könnte nicht die Trauer über das Verlorene mindestens ebenso stark wie die Wut und die Scham für Verbrechen und Schuld die kritische Haltung der Schriftsteller und Künstler zur jeweiligen Gegenwart beeinflusst haben? „Ich bin ausgesprochener Patriot“, sagten Sie, lieber Herr Grass, im vergangenen Jahr, und wirklich: Sie sind immer in Tuchfühlung geblieben mit Ihrem Land. Sie haben es sich immer schwer gemacht mit Ihrem Land, haben gehadert, waren enttäuscht. Gerade in Ihrem Ringen um Deutschland sehe ich auch Ihren Patriotismus.

Manchmal wird heute erst deutlich, was alles durch das Dritte Reich und den Krieg verloren und zerstört wurde – und wie groß und nicht kompensierbar der Verlust ist. In einem Ihrer Gedichte, Herr Grass, heißt es:

„... hingestreut liegt Berlin. / Staub fliegt auf, dann wieder Flaute. / Die große Trümmerfrau wird heiliggesprochen.“

Wahrscheinlich sahen Sie und Ihre Generation sich quasi als kulturelle Trüm-

merfrauen und -männer, die aufräumen und etwas Neues aufbauen wollten. Dabei konnte und wollte man nach dem Kriege an vieles nicht mehr anknüpfen. Um im Bild zu bleiben: viele alte Steine waren nicht mehr brauchbar; es musste in vieler Hinsicht ganz neu begonnen werden. Sie schreiben: „Weil alles Vergangene entwertet, also nicht mehr der Rede wert war, blickte jedermann, wenn auch nicht ohne Anstrengung, tapfer nach vorn.“

Das galt erst recht für Sie, Herr Grass – und man kann es „Beim Häuten der Zwiebel“ nachlesen, mit welchem Hunger nach Neuem, mit welchem Hunger nach Kunst und mit welchem Willen zum Gestalten Sie und Ihre Generation begonnen haben. Sie probierten neue Formen und Stile, neue Schreibweisen und neue Formen literarischer Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart – und dann kam die „Blechtrommel“: Ein Paukenschlag – wenn man es mit einem verwandten Instrument ausdrücken darf, ein Skandal, eine Sensation, ein unerhörtes Buch. Sie werden es nicht verhindern können, wenn Sie ausgerechnet darauf immer wieder angesprochen werden, trotz all der anderen Bücher, die Sie

seither geschrieben haben. Die Blechtrommel – das war ein Romandebüt, wie man es selten gesehen hatte, und sie wurde schließlich ein Welterfolg. Der kleine Oskar Matzerath, der nicht erwachsen werden wollte und gerade auf diese Weise seine Mitmenschen und seine Umwelt beherrschte – er hat es schließlich in der Verfilmung von Volker Schlöndorff sogar zum großen Oscar gebracht. Seit dem Erscheinen der Blechtrommel ist Günter Grass die Symbolfigur der deutschen Literatur – im eigenen Land und in der ganzen Welt.

Seitdem ist Günter Grass einfach präsent, er ist sozusagen immer da. Er wird gefragt und er antwortet, er mischt sich ein und macht Wahlkampf, er mahnt und warnt, er schimpft und lobt, er begeistert und nervt, er teilt aus und kriegt heftige Schläge zurück. Herr Grass, Sie werden nicht erwarten, dass ich alles lobe, was Sie in den vergangenen Jahrzehnten gesagt und erklärt haben – vor allem auf politischem Gebiet. Sie haben – wie wir alle – ein Recht auf Irrtum und Sie haben es gelegentlich in Anspruch genommen.

Was ich aber lobe, das ist die Tatsache, dass Sie es immer wieder erreicht



27. Oktober 2007 in Lübeck: Bundespräsident Horst Köhler und Ministerpräsident Peter Harry Carstensen ehren Günter Grass an dessen 80. Geburtstag, unter anderem mit einem Besuch im Günter-Grass-Haus (Foto: LN)

haben, dass über Bücher diskutiert wird, dass Literatur und literarisches Leben eine wichtige gesellschaftliche Rolle spielen. Und gut finde ich auch, dass Sie sich immer wieder für verfolgte Schriftsteller-Kollegen einsetzen. In der ganzen Welt verkörpern Sie die deutsche Literatur der Gegenwart. Sie sind – ohne gewählt und gefragt worden zu sein, aber in der Kunst geht es bekanntlich undemokratisch zu – zu einem Repräsentanten geworden, ganz wie der Lübecker Nobelpreisträger Thomas Mann. Zu einem Repräsentanten deutscher Literatur, deutscher Kultur, ja in gewisser Weise Deutschlands. Ihre große Literatur und Ihr gesellschaftlich-politisches Engagement haben Sie zu einem Botschafter dieses Landes gemacht – eines Landes, dem man langsam wieder zu vertrauen anfang, auch weil es engagierte Künstler wie Sie hier gab und gibt.

Ich selbst habe in meiner Zeit im Ausland oft erlebt, wie wichtig und wie

wertvoll Ihre künstlerische Existenz und Ihr Schreiben für das Bild Deutschlands in der Welt sind – und von welcher großen Bedeutung Ihre Person und Ihr Werk besonders für das Verhältnis zwischen Polen und Deutschen ist. Hier haben Sie unendlich viel Vertrauen erworben – nicht nur für sich selbst, sondern auch für unser ganzes Land. Ihnen gebührt Dank dafür.

Dass Sie mehr sind als „nur“ ein Schriftsteller, dass Sie ein bildender Künstler von großartigem Können sind, dass Sie sich um den Nachwuchs genau so kümmern, wie Sie das Erbe Ihrer Lehrer, wie Sie sie nennen, pflegen – Alfred Döblin, Otto Pankok – dass Sie sich in vorbildlicher Weise mit Ihren Übersetzern treffen und auch für kleinste Anliegen ansprechbar sind – all das müsste noch weiter ausgeführt und ausführlich gelobt werden. Aber darüber können andere gewiss besser sprechen. Als Sie 1999 den Nobelpreis für Literatur bekamen, da waren

auch diejenigen ein bisschen stolz auf Sie, die vielleicht nicht alles mögen, was Sie schreiben und sagen. Es war ein großer Augenblick für die deutsche Literatur und für unser Land – und eine vollkommen verdiente Ehre. Sie haben mitgearbeitet und mitgeschrieben und mitgezeichnet am kulturellen Gesicht unseres Landes, das viele Narben und Verletzungen trägt, das aber auch freundlich sein und lachen kann. Wegen dieser großen Verdienste Ihres nun achtzigjährigen Lebens war es mir als Bundespräsident eine Selbstverständlichkeit, heute hierher nach Lübeck zu kommen. Und eine Freude auch. Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute zum Geburtstag. Ad multos annos. Vielen Dank.

(Anmerkung der Redaktion: Bitten beachten, grundsätzlich gilt das gesprochene Wort.)

Regional-Marketing-Kongress am 29. November 2007

Von Hans-Jürgen Wolter

Die Kaufmannschaft und die Industrie- und Handelskammer fordern seit Jahren ein Regional-Marketing für die Region Lübeck. Auf einem Kongress sprach der ehemalige 1. Bürgermeister der Hansestadt Hamburg, Dr. Klaus von Dohnányi und es berichteten Experten der Öresund-Region und der Metropolregion Nürnberg sowie der Metropole Ruhr 2030.

Präses Bernd Jorkisch von der IHK wies in seiner Eröffnung darauf hin, dass es eines weiteren Ausbaus an Vertrauen in der Region bedarf. Es sei gelungen, ein Forum für die Einzelhandelsentwicklung zu schaffen, ein interkommunales Gewerbegebiet über die Landesgrenzen hinaus sei in Vorbereitung. Auf Grundsätzliche ging Dr. Klaus von Dohnányi ein, nicht ohne Seitenhiebe auf die von ihm nicht geschätzten „68er“ und der Betonung der Geisteswissenschaften in der Wissenschaftsentwicklung. Die Globalisierung sei ein Produkt der Freiheit.

Für ein Marketing müsse man sich zuerst auf die ursprünglichen Kräfte besinnen. Im Norden sei es die See, die Schifffahrt und der Seehandel. Die Weinkeller in den Rathäusern des Nordens bewiesen, dass schon früher die Waren, nämlich die Weine, über die See kamen und von den Hafenstädten aus dann vertrieben wurden. Der Containerverkehr habe sich in einem Jahrzehnt verdoppelt. Stärke des Nordens

sei die Innovationsstärke der skandinavischen Länder. Schwächen des Nordens seien die dünne Besiedlung und die wenige angesiedelte Industrie. In Hamburg sei man über 1000 Jahre ohne Kaiser und Könige ausgekommen, das hatte allerdings zur Folge, dass im Gegensatz zu den Residenzstädten Universitäten und Akademien erst sehr spät gegründet wurden.

In einer Region müsse man die Wachstumskerne stärken. Bestehende Unternehmen ziehen andere Unternehmen an, die Infrastruktur und die Fachkräfteausbildung müssten versuchen, diesem Sachverhalt Rechnung zu tragen. Auch in den Regionen sei eine zunehmende Spezialisierung zu verzeichnen. Man könne heute nichts mehr werden mit einem Allerweltsladen. Die Verdichtung von Wissen in direkter Kommunikation – Face to Face – nicht nur durch Internet, sei Voraussetzung für Wachstum. Im Rahmen des Hochschulkonzepts muss man mehr für die Technikausbildung tun. Logistik, Medien, Seerecht seien wichtiger als die Geisteswissenschaften.

Dr. von Dohnányi wies daraufhin, dass durch eine Clusterbildung Bayern eine exzellente Entwicklungspolitik betrieben hat. Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein müssten eng zusammenrücken und auf Wachstumskerne ausgerichtete Politik machen. Für Lübeck bedeutet

das konkret, die bestehenden Stärken, Wassernähe, Ostseeraum, Flughafen, industrielle Medizintechnik und Nahrungsmittelindustrie zu stärken. Weiter natürlich die Verbindung zu Hamburg, ebenso zwischen Kiel und Hamburg. Im Rahmen einer solchen Schwerpunktbildung müsste man sich auch auf die Kultur besinnen, sie sei ein wesentlicher Wachstumsfaktor. Lübeck müsse zur Kenntnis nehmen, dass Thomas Mann aus der Enge der Hansestadt Lübeck nach München ging, weil er dort bessere Voraussetzungen als Kulturschaffender gefunden habe.

Im Rahmen einer solchen Zusammenarbeit müssten die einzelnen Teile ihre Identität bewahren, ein Nordstaat sei keine Lösung. Auch bei einer solchen Entwicklung brauche man eine starke Führung. Auf die Zukunft gewandt, meinte er: „Wir haben Angst, dass etwas nicht funktioniert, wir trauen uns zu wenig zu.“

Der Vertreter der Öresund-Region berichtete über die Entwicklung der Region Skåne, die große Ausstrahlung in dem Bereich Dänemark und Schweden habe. Aus Nürnberg wurde berichtet, dass die dortige Monopolregion sich vor allen Dingen durch hohe Lebensqualität der dort Ansässigen auszeichne. Die dortigen Marken liefern Orientierung, die Region werde als Marke, die auch Identität präge, ins Gedächtnis eingehen.

Abschied von der „Schatz-Doktrin“

Die bürgerlichen Parteien in Lübeck und das neue Schulsystem

Von Klaus Brenneke

Die Diskussion über das im Januar 2007 erlassene Schulgesetz für Schleswig-Holstein macht naturgemäß auch vor den schweren Türen des Lübecker Bürgerschaftssaales nicht Halt. So war das künftige Modell für die Entwicklung des Schulsystems Thema in zwei der letzten vier Sitzungen des Stadtparlaments, am 13. September und am 29. November; fernerhin am 26. September in einer Podiumsdiskussion der Gemeinnützigen im Rahmen der „Mittwochsberatung“ (siehe Lüb. Blätter, Heft 16).

Dieser Beitrag soll sich mit den Positionen der FDP und der CDU in der Bürgerschaft beschäftigen. Dabei mussten sich die Lübecker Christdemokraten naturgemäß dem größeren Wandel unterwerfen, nachdem die Kieler Koalition aus CDU und SPD die Einführung der Gemeinschaftsschule, die die Gesamtschule ablösen soll, und der Regionalschule als Zusammenführung von Hauptschule und Realschule beschlossen hat, bei gleichzeitiger Beibehaltung des Gymnasiums in seiner jetzigen Form, allerdings mit einer Verkürzung der Verweildauer von neun auf acht Jahre.

Noch am 26. Mai 2005 hatten die Lübecker Christdemokraten kraft ihrer Mehrheit (27 von 50 Stimmen) die Beibehaltung des dreigliedrigen Schulsystems (plus bereits bestehende Gesamtschulen) durchgesetzt – eine Position, die nach besagter Kieler Wende schlechterdings nicht durchzuhalten war. Ingrid Schatz, die schulpolitische Sprecherin der Lübecker CDU, macht keinen Hehl daraus, dass sie nur notgedrungen und nicht aus Überzeugung auf den neuen Kurs eingeschwenkt ist. Ein aufmerksamer Leser mag sich jetzt fragen, wer im letzten Satz mit „sie“ gemeint sein: Frau Schatz oder „die“ CDU? Gute Frage; genau da liegt nämlich eins der Probleme.

Die Tragik einer Einzelkämpferin

Die am 15. Juli 1949 in Quedlinburg geborene Kauffrau besuchte nach eigenen Angaben in der DDR die Volksschule und holte in der „alten“ Bundesrepublik einen mittleren Abschluss nach. Seit 26 Jahren hat Frau Schatz sich in der Schulpolitik engagiert, zunächst als Elternvertreterin,

dann als Kommunalpolitikerin. Für ihre Aktion „Ein Herz für die Hauptschulen“ wurde sie mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet, und ihr bzw. der CDU Festhalten am dreigliedrigen Schulsystem erhielt fortan das Etikett „Schatz-Doktrin“.

In der Bürgerschaftssitzung vom 13. September hatte sie einen schweren Stand. Zum einen ist Ingrid Schatz kein Debattiertyp, sondern folgt mit ihren meist recht kurzen Redebeiträgen dem Credo „Das ist so!“ Zum anderen wirkten ihre Parteifreunde bei ihren Redebeiträgen kaum konzentrierter und ernsthafter als die anderen Fraktionen, und wenn ihr kein Christdemokrat in der folgenden hitzigen Debatte beisprang – wie es eigentlich gute Sitte unter Parteifreunden sein sollte, zumal in einer so großen Fraktion – so wiederum aus zwei Gründen: Es heißt, sie wolle, erstens, derartige Kontroversen am liebsten allein ausfechten und verbitte sich jeglichen Beistand, zumal wenn er, zweitens, von der falschen Seite kommen könnte, denn: Maren von Maltzahn, ehemalige Gymnasial-Studiendirektorin und eine der Stillen im Plenum, votiert nach wie vor für das dreigliedrige Schulsystem, während der kulturpolitische Sprecher der CDU, Oliver Fraederich, ebenjenes System ablehnt.

Licht und Schatten bei der FDP

So blieb es denn der Fraktionsführerin der FDP, Dr. Michaela Blunk, einer ehemaligen Realschullehrerin und Studienleiterin, vorbehalten, das zu sagen, was die CDU-Vertreter und -vertreterinnen schuldig blieben: Sie verwies darauf, dass selbst in England die Gesamtschule wieder abgeschafft werde, und sah „mit Bedenken die Hektik bei der Durchführung“ des neuen Systems in Schleswig-Holstein. Allerdings mahnte sie auch die CDU, die Wahlfreiheit der Eltern zu achten: „Sie müssen raus aus der Sackgasse!“

Dafür gaben die Lübecker Liberalen in der Gemeinnützigen ein umso blasserer Bild ab. Sie hatten ihren jugendpolitischen Sprecher, den 33-jährigen Informatiker Nils Kassube, entsandt, der kaum mehr tat, als auf die ungesicherte Finanzierung der für Schleswig-Holstein geplanten Innovationen hinzuweisen. Da zudem Ingrid

Schatz an jenem 13. September „gelähmt wirkte“ – so Jürgen-Wolfgang Goette in den Lübeckischen Blättern –, hatten die bürgerlichen Parteien der Eloquenz und dem Sachverstand ihrer Kontrahenten wenig entgegenzusetzen. Letztere seien hier endlich genannt: Gabriele Schopenhauer, profiliertes Mitglied der Geschwister-Prenski-(Gesamt-) Schule und schulpolitische Sprecherin der SPD, und der in vielen Sätteln gerechte Bernd Möller von Bündnis 90/Die Grünen. Nicht zuletzt plädierte Schulsenatorin Frau Annette Borns (SPD) für die Wahlfreiheit der Eltern als höchstes Gut.

Die Wahlfreiheit: Hiermit ist im konkreten Lübecker Fall vor allem der Wunsch von Lehrern, Eltern und Schülern der Holstentor-Realschule gemeint, in eine Gemeinschaftsschule umgewandelt zu werden, wohingegen die Christdemokraten auf die bevorstehende Umwandlung der Gesamtschulen, den positive beschiedenen Antrag für eine Gemeinschaftsschule in Moisling und im übrigen darauf verwiesen, dass die Regionalschule und nicht etwa die Gemeinschaftsschule als Regelschule in Schleswig-Holstein geplant sei. Über weitere Einzelheiten ist in der Tagespresse, der Stadtzeitung und andernorts berichtet worden. Uns geht es hier vor allem um den Versuch, die Position(en) der beiden Parteien zu beschreiben, die man die „bürgerlichen“ zu nennen pflegt.

Schließlich zieht die CDU den Joker

In der Bürgerschaftssitzung vom 29. November konnte die CDU endlich ihr schulpolitisches Schwergewicht aufbieten: den soeben 69 Jahre gewordenen Peter Fick, einen ehemaligen Rektor des Schultyps, von dem in allen Debatten und Darstellungen am wenigsten die Rede war: der Realschule. Die Befürworter des Gymnasiums dürfen sich vorerst auf der sicheren Seite wägen; die Gesamtschulanhänger können auf ein sanftes Hinübergleiten in die Gemeinschaftsschule hoffen, und die Hauptschüler sind ohnehin die Sorgenkinder, um die sich erklärtermaßen alle besonders kümmern wollen – allein die Realschulen haben Grund, einen Verlust ihres Niveaus und ihres Status zu befürchten.

ten. Peter Fick argumentierte indessen eher pragmatisch, indem er auf die besonderen Gegebenheiten der Stadtteile St. Lorenz Nord, Buntekuh und Moisling einging, das Ansinnen der Holstentor-Realschule auf Umwandlung in eine Gemeinschaftsschule ablehnte und darauf verwies, generell könnten Eltern ihre Kinder lediglich für einen Schultyp anmelden und nicht für eine *bestimmte Schule* (sprich: Holstentor-„Gemeinschaftsschule“).

Die weitere Diskussion, in der die oben genannten Sprecher (Fraederich, Borns, Schopenhauer, Möller, Blunk), ihre bereits von uns vorgestellten Positionen bezogen, muss hier nicht mehr

referiert werden, zumal uns die Thematik auch weiterhin beschäftigen wird, ganz im Sinne von Gabriele Schopenhauer, die die Lübeckischen Blätter, die Gemeinnützigkeits- und insbesondere deren Direktorin, Frau Antje Peters-Hirt, ob ihres Engagements in Fragen der Bildungspolitik lobte.

Der seit Jahrzehnten überdurchschnittlich engagierten Holstentor-Realschule wäre eine Erfüllung ihres Wunsches nach Umwandlung zu gönnen: selbst der nach der Debatte an die CDU gerichtete Ruf von der Nordtribüne: „Ihr kriegt eure Quittung!“ ist verständlich. Andererseits muss festgestellt werden, dass die bevor-

stehende Kommunalwahl nicht gerade zur Versachlichung des Umgangstones beiträgt und dass gerade die links von CDU und FDP stehenden Parteien keineswegs frei von Ideologie und Illusionen sind.

Der Lübecker CDU schließlich stehen schwere Zeiten bevor. Erst nach der Wahl am 25. Mai wird sich zeigen, ob der vor einigen Monaten erfolgte Wechsel im Amt des Fraktionsvorsitzenden klug und weise war. Mit seiner Routine hätte der sich jetzt sehr zurückhaltende Klaus Puschdell seine Partei in besagter Debatte am 13. September 2007 durch einen Redebeitrag vermutlich etwas besser aussehen lassen ...

Geschenkte Welten – Schätze aus der Ferne an der Trave

Von Brigitte Templin

Lübeck verfügt über eine ca. 30.000 Objekte umfassende Sammlung, die bedeutende, zum Teil einmalige Zeugnisse der Kulturgeschichte der Menschheit enthält. Weit mehr als fünfhundert Bürgerinnen und Bürger aus Lübeck haben durch Schenkungen, auch durch von ihnen finanzierte Ankäufe, in drei Jahrhunderten eine Sammlung aus allen fünf Kontinenten aufgebaut, die nicht nur für einen kurzfristigen Erfolg in der Präsentation im alten Museum am Dom, sondern insbesondere auch für spätere Generationen ihrer Heimatstadt bestimmt war. Unter der Vielzahl der Schenkenden seien Dr. Avé-Lallement, Heinrich Brehmer, Konsul Behn, Bürgermeister Langenheim, Dr. Max Linde, Marineoffizier Boy-Ed, Georg Th. Hahn, Frau Stolterfoht und Lokomotivführer Voß stellvertretend für viele andere erwähnt. So unterschiedlich motiviert ihre Gaben im Einzelnen auch gewesen sein mögen, der Stolz darauf, ihrer Heimatstadt Beweisstücke ihrer Tätigkeit in anderen Ländern bzw. ihrer Verbindungen dorthin übereignet zu haben, hat sie sicherlich gleichermaßen erfüllt.

Reliquiarfigur der Fang, Äquatorialguinea, Holz, Metall, Federn, Pflanzenfasern, H: 95 cm. Sammlung Günter Tessmann im Rahmen der Pangwe-Expedition des Museums für Völkerkunde zu Lübeck, 1907-1909

(Foto: Völkerkundesammlung der Hansestadt Lübeck)



Kommt die Sammlung in den ersten zwei Jahrhunderten noch eher gelegentlich und zufällig zusammen, so bestimmt doch zwischen 1898 und 1921 eine zielgerichtete Erweiterung die Sammelpolitik. In dieser Zeit versucht man durch Aufrufe in Lübecker Zeitungen, gezielte Anfragen und Spezialaufträge auch Einfluss auf die Schenkungen zu gewinnen. Des Weiteren hat es eine Reihe von eigenen Sammelreisen des Museums gegeben, drei nach Mittelasien (1903, 1905 1909), jeweils eine ins Baskenland (1897), nach Tunesien (1906), Ägypten (1913) und Estland (1918) sowie insbesondere die große zweijährige Lübecker Afrika-Expedition (1907-1909), um nur die wichtigsten zu nennen.

Diese Sammlung der Weltkultur, deren Bestände sich bis in die Gegenwart hinein kontinuierlich vermehrt haben, hat inzwischen mit geschätzten 60 Millionen Euro nicht nur einen erheblich finanziellen Wert, sondern insbesondere einen kulturellen, da die Sammlung neben vielen Zeugnissen der Alltagskultur Werke enthält, die inzwischen als Weltkunst anerkannt sind. In internationalen Fachkreisen ist es durchaus bekannt, dass sich in Lübeck bedeutende Zeugnisse aus so unterschiedlichen Regionen wie der Südsee, Mittelasien und Afrika befinden, die den Aufstieg in den Olymp der anerkannten Weltkunst erreicht haben. Und nicht nur die Sammlung ist von Bedeutung; mit Veröffentlichungen in wissenschaftlichen und populären Schriften und musealen Präsentationen und Veranstaltungen hat das Museum für Völkerkunde zu Lübeck früh den Bildungsauftrag eines Museums ernst genommen und dazu beigetragen, dass sich die vorurteilsfreie Kunde von fernen Völkern in allen Kreisen der Gesellschaft verbreitet.

Beispielhaft sei in diesem Zusammenhang auf ein Objekt etwas ausführlicher eingegangen, das mit zu dem Kreis der wertvollsten der Lübecker Sammlung gehört. Es handelt sich dabei um eine hölzerne, fast einen Meter hohe Skulptur der Ethnie Fang aus Äquatorialguinea, die vom Lübecker Kaufmannssohn Günter Tessmann (1884-1969) im Rahmen der Lübecker Afrika-Expedition für das Museum für Völkerkunde seiner Heimatstadt gesammelt wurde. Diese Reliquiarfigur hat seit dem 2. Oktober 2007 bis zum 2. März 2008 einen prominenten Platz in der Ausstellung "Eternal Ancestors. The Art of the Central African Reliquary" im renommierten Metropolitan

Museum of Art in New York. Dort sind 130 Meisterwerke aus dem Herzen des afrikanischen Regenwaldes vereint, die nicht nur die afrikanische, sondern auch die europäische Kunst nachhaltig beeinflusst haben. Neben Lübeck ist nur noch Berlin als deutscher Museumsleihgeber bei dieser bedeutenden Ausstellung vertreten. Sie bietet Einblicke in eine religiös motivierte Kunst, die als die Beste angesehen wird, die auf dem afrikanischen Kontinent jemals geschaffen wurde. Zu den Höhepunkten der Ausstellung werden die hölzernen Figuren aus den Werkstätten der Fang-Meisterschnitzer gezählt. Aufgrund ihrer perfekten Synthese aus Kontemplation und Dynamik sind sie hoch geschätzt, Sammler wiegen sie sozusagen mit Gold auf. Das hängt auch damit zusammen, dass Figuren und Masken der Fang selten erhalten geblieben sind. Bereits in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts existierten diese vor Ort so gut wie gar nicht mehr, da sie zerstört wurden, insbesondere auf Veranlassung von Missionaren, die erreichbare Kultobjekte öffentlich verbrennen oder in den Fluss haben werfen lassen.

Die Leihgabe aus Lübeck ist ein Unikat. Es handelt sich dabei um eine männliche Wächterfigur mit leicht beweglichen Armen und Beinen aus der Zeit um 1900, die eine bedeutende Rolle bei der Ahnenverehrung spielte. Sie zeichnet sich durch einen langen zylindrischen Körper, im Verhältnis zum Rumpf sehr kurzen Beinen und einen großen Kopf aus. Hervorstechend am überproportionierten Kopf mit dem runden Gesicht sind die wulstigen, geöffneten Lippen, ein Kinnbart, der ursprünglich üppiger war, ein durchbohrtes Nasenseptum mit Stab und große kreisrunde Blechaugen, bei denen die Pupille mit einem Nagel markiert ist. Am Hinterkopf ist ein trapezförmiger Schutz angebunden. Federn, von denen einige verloren gegangen sind, schmücken das Haupt.

Der Auftritt dieser niamodo (Erwachsener, Großer) genannten Skulptur vor Eingeweihten und Initianten über einem durch eine Grasmatte gebildeten Bühnenschirm gehörte zu den Feierlichkeiten der Ahnenverehrung der Fang. Der Glaube an die Existenz der Vorfahren nach dem Tode und ihre Beteiligung am Leben gegenwärtiger Generationen hat noch heute in weiten Teilen West- und Zentralafrikas einen hohen Stellenwert in der Gesellschaft. Der Grund dafür ist in dem Bedürfnis nach Erhalt der Familie, des Klans oder der eth-

nischen Gruppe zu suchen und aus diesem Bedürfnis heraus wird das Übernatürliche angerufen. Die Lebenden versichern sich der Unterstützung ihrer Ahnen durch Opfer und Ausrichtung von Festen.

Dieses Objekt ist eines von 1.200, das Günter Tessmann in der bisher einzigen von Lübeck für Lübeck geplanten und durchgeführten Afrika-Expedition zwischen 1907 und 1909 gesammelt hat. Dieses groß angelegte Projekt, das 12.000 Mark gekostet hat, wurde von der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, Bürgermeister Dr. Schön, Senator Dr. Neumann, dem Museumsfond, der Geographischen Gesellschaft, der Hanseatischen Gesandtschaft in Berlin, dem Kgl. Zoologischen Museum in Berlin sowie von Lübecker Weinhändlern, Apothekern und Privatpersonen finanziert. Die Ergebnisse dieser unter dem Namen „Lübecker Pangwe-Expedition“ bekannt gewordenen Sammel- und Forschungsreise haben das Museum in Lübeck berühmt gemacht. Die Ausstellung der großen, umfassenden Sammlung einer Ethnie nebst vielen Modellen war einmalig auf der Welt und deshalb drei Jahrzehnte das Glanzstück des Museums am Dom. Bei der 1942 erfolgten Zerstörung des Museums konnten lediglich 150 Objekte dieser Sammlung gerettet werden. Die 1913 erschienene, u. a. mit Unterstützung von Senator Emil Possehl geförderte, zweibändige Publikation über die Expeditionsergebnisse ist bis heute das Standardwerk über die gegenwärtig ca. eine Million Menschen umfassende Ethnie der Fang. Dieses Werk aus Lübeck ist 1959/1960 in den USA ins Englische und Teile davon sind 1991/1992 ins Französische übersetzt worden. 2003 hat das spanische Außenministerium eine Übersetzung ins Spanische finanziert. Nahezu alle 1.000 erschienenen Bücher in spanischer Sprache sind nach Äquatorialguinea gesandt worden, das erst 1968 seine vollständige Unabhängigkeit von Spanien erhalten hat; so schließen sich Kreise! Eine zweite Auflage in spanischer Sprache wird gerade vorbereitet.

Brigitte Templin MA, Studium der Indologie, Ethnologie und Literaturwissenschaft in Hamburg; Ausbildung als Buchhändlerin. Seit 1996 Leiterin der Völkerkundesammlung der Hansestadt Lübeck; Kuratorin einer Vielzahl von Ausstellungen.

Geschlossene Gesellschaft?

Lübecker Völkerkundesammlung wie immer vor ungewisser Zukunft

Von Bernd Möller

„Herr Prof. Wißkirchen erklärt dem Ausschuss, dass am 16.9.2007 das Völkerkundemuseum geschlossen wird. Bereits im Jahr 2002 hatte die Bürgerschaft die Schließung des Museums beschlossen. Daraufhin hatte der Verein für Geographie und Völkerkunde die Trägerschaft des Betriebes übernommen. Dieser ist jedoch nicht mehr in der Lage, das Museum zu führen. Seitens der Kulturstiftung werden Modelle überlegt, um die Sammlung weiter zu präsentieren.“ Soweit das Protokoll der Kulturausschuss-Sitzung vom 10. September 2007 (!) zum Tagesordnungspunkt 11 / Bericht aus der Kulturstiftung.

Wenige Tage später flog eine hölzerne Reliquarfigur der Fang aus Äquatorialguinea, eines der wertvollsten Objekte der Lübecker Sammlung, nach New York. Dort nimmt unser niamodo („Erwachsener“, „Großer“) bis März 2008 in der Sonderausstellung „Eternal Ancestors. The Art of the Central African reliquary“ des Metropolitan Museums of Art einen herausragenden Platz ein.

Unsere Völkerkundesammlung ist in Fachkreisen berühmt und Zeugnis weltoffenen hanseatischen Bürgersinns. Sie gehört zum Kreis der etwa 15 bedeutendsten Häuser in der Bundesrepublik und sie bietet authentische Kunst - seltene und wertvolle Artefakte mit Aura und Geschichte. Darauf haben 1999 auch die Lübeckischen Blätter ausführlich aufmerksam gemacht (Heft 5/1999). Dank des Engagements der Leiterin, Brigitte Templin, ihrer sehr wenigen verbliebenen Mitarbeiter/innen und einer kleinen Schar von ehrenamtlichen Helfer/innen, glänzte das Haus regelmäßig durch beeindruckende Ausstellungen und auch wieder durch wachsende Besucherzahlen.

Allein zwischen 1996 und 2007 belebten mehr als 35 Ausstellungen, z. T. in Kooperation mit bedeutenden anderen Völkerkundesammlungen und -instituten oder privaten Sammler/innen, das Muse-

umsangebot. Viele erregten bundesweit Aufsehen, einige wurden international bekannt. Unvergesslich bleiben „Wenn wir sterben... sterben wir nicht wirklich. Zum Totenkult in Mexiko gestern und heute“ (1997), „Katsinam. Figuren der Pueblo-Indianer Nordamerikas“ (2000-2001, mit hervorragendem Katalog), „Facetten jüdischen Lebens gestern und heute. Sammlung Julius Carlebach im Dialog mit Fotos von Sebastian Bolesch“ (2002-2003 und 2004) oder „Japan. Traditionen zwischen

der Menschen“ (1999). Stellvertretend für den erfrischenden Brückenschlag zur modernen Kunst stand „Mali. Erinnerung an die Temperatur des Lichts. Elektronische Gemälde von Carsten Jørgensen“, des früheren Chef-Designers von Bodum (2004).

Weniger spektakulär, dafür aber sehr beliebt bei Eltern und Kindern waren das „Hieroglyphisch-Lernen“, die Erkundung der Welt durch Gewürze „Wo der Pfeffer wächst“ und der „Krokodil-, oder „Mumi-Club“. Museumspädagogik wurde im Zeughaus trotz knappster Mittel immer ernst genommen und intensiv und fröhlich betrieben.

Engagierte Bürger/innen und ignorante Lokalpolitik

Der Glanz mancher Ausstellungseröffnungen fiel regelmäßig auch auf Bürgermeister, Senator/innen oder Museumsdirektoren. Vermutlich eher unverdient, denn im Umgang der jüngeren Politik mit den Lübecker Museen und innerhalb der Kulturstiftung der Stadt nahm diese Sammlung bisher keinen herausragenden Platz ein. Seit dem 2. Weltkrieg waren es vielmehr stets engagierte Bürgerinnen und Bürger, die den Verantwortlichen der Stadt die Duldung und Konservierung der Sammlung abringen konnten.

So betreuten Walter Schurig und die Geographische Gesellschaft 1947-1952 ehrenamtlich die durch den Krieg dezimierten Ethnographica. 1952-1969 waren die Bestände dem Hamburger Museum für Völkerkunde überstellt. Danach lagerten sie im Magazin in der Julius-Leber-Straße und erst seit 1970 bestand wieder eine ernstzunehmende wissenschaft-

liche Bearbeitung in Lübeck. Ab 1972 wurden erste Ausstellungen im St.-Annen- und im Dom-Museum gezeigt. 1984 erhielt die Sammlung dank der großzügig von Rudolf Groth veranlassten und weitgehend finanzierten Restaurierung des



Pfeil- und Bogenhalter, Kongo, Goma, Luba-Einfluß, Geschenk von Dr. Karstedt, Ujiji, 1911

(Fotos: Herbert Jäger)

Zeiten und Welten“ (2005-2006). Immer wurde der Bezug zur Gegenwart in Gesellschaft und bildenden Künsten gesucht. Ergreifend war die Fotoausstellung „Maddonna in der Hölle. Das Grauen des algerischen Bürgerkriegs in den Gesichtern

Zeughauses endlich wieder einen beständigen Ort für Ausstellungen und für das Magazin mit etwa 30.000 Exponaten.

Aber schon 1990 wurde nach dem Ausscheiden von Dr. Helga Rammow die Leitungsstelle nicht wieder besetzt und das Zeughaus wurde dem Museum für Kunst und Kulturgeschichte angegliedert. Es folgten Jahre steter Budget- und Personalkürzungen, die zwar noch Verwahrung und Ausstellungsplanung erlaubten, aber keine aktuelle Katalogisierung und erst recht keine Forschung mehr. 2001 standen nur noch eine ganze Stelle für die Magazinverwaltung und eine halbe wissenschaftliche Leitungsstelle zur Verfügung. Mit ihrer halben Stelle, aber fast ganztägigen tatsächlichen Arbeit ermöglichte Brigitte Templin die Gestaltung sämtlicher Ausstellungen, ca. 120 Führungen pro Jahr, die Museumspädagogik und die Verwaltungsleitung des Hauses.

Im November 2001 wollte Kultursenator Meyenborg auch damit Schluss machen und die damals noch ca. 223.000 Euro einsparen. Entsprechend schrieb der im Februar 2002 von CDU und SPD verabschiedete Doppelhaushalt 2002/2003 das Ende des Museums fest. Bürgermeister Saxe bestand auch zunächst auf der Einsparung von 150.000 Euro für Aufsicht und Reinigung etc. In eindringlichen Gesprächen gelang es Kulturpolitikern von SPD und Grünen aber, eine sofortige Schließung auszusetzen und am 28. November 2002 beschloss die Bürgerschaft einstimmig, einen neuen Anlauf zu ermöglichen.

Die Gesellschaft für Geographie und Völkerkunde übernahm ab Februar 2003 für eine befristete „Pilotphase“ den Museumsbetrieb im Zeughaus, die Stadt finanzierte Leitung und Räume, Kasse und Aufsicht wurden von der Gemeinnützigen Ausbildungs- und Beschäftigungs-GmbH (GAB) gestellt. Possehl-Stiftung und Gemeinnützige sicherten den Betrieb mit 20.000 und 12.000 Euro ab.

Diese „Pilotphase“ wurde allerdings nie beendet, bewertet oder in eine neue vertragliche Form überführt. Auch wurde der grundsätzliche Beschluss zur Schließung bis zum 31. März 2006 nie zurückgenommen. Stattdessen kam die Völkerkundesammlung durch Entscheidung der Bürgerschaft vom November 2005 mit

den anderen städtischen Museen unter die Regie der Kulturstiftung der Hansestadt Lübeck mit ihrem Direktor Prof. Dr. Wißkirchen. Der dabei mit beschlossene „Plan zur Entwicklung der Museen in Lübeck“ sah als „Perspektive“ nunmehr vor:

- pro Jahr eine Ausstellung aus eigenen Beständen, möglicherweise in Kooperation mit vergleichbaren Häusern. Aufnahme von Themen, die „Kenntnisse und Erforschung anderer Kulturkreise erfordern, das Zusammenspiel dieser Kulturen mit Lübeck oder der Region veranschaulichen“;
- Zusammenarbeit und Bereitstellung fehlender Ressourcen im Rahmen des Lübecker Museumsverbunds;
- das Zeughaus neben den völkerkundlichen Jahresausstellungen als Forum für unterschiedliche andere Ausstellungen, unter anderem für die Übernahme

nimmt das Publikum mit auf eine Reise zu fernen Kulturen und passt so in besonderer Weise zur Weltoffenheit unserer Hansestadt.“ Damit ist nun erst einmal Schluss.

Tatsächlich wurde die Völkerkunde-Sammlung in den letzten Jahren im Rathaus kaum noch als städtische Einrichtung gesehen. Die angekündigten Ressourcen blieben aus, das städtische Museums-Marketing betreute das Zeughaus eher verhalten und der Betreiber-Verein war schließlich am Ende seiner Kräfte. Bezeichnend auch, dass der Lübecker Weihnachtsmarkt noch im Dezember 2007 im Internet einlud, „in der Völkerkundesammlung die Weihnachtskrippen anderer Völker“ zu besuchen. Die waren ein Jahr zuvor zu besichtigen und das Museum war bereits seit drei Monaten geschlossen.



Zwillingsfiguren (ere ibeji), Nigeria, Yoruba, Dauerleihgabe D. Kurt W. Gall, 1984



Bogenharfe, Gabun, Fang, Geschenk von Herrn K. Gaettens, 1903

der regionalen Kunstaussstellungen, „die im geschichtlichen Kontext des Burgklosters nicht mehr zur Verfügung stehen werden und die die Anforderungskriterien der Kunsthalle nicht erfüllen können“.

Im September 2006 hatte Bürgermeister Saxe zusammen mit einer engagierten und strahlenden Senta Berger die Ausstellung „Weil wir Mädchen sind“, eröffnet und betonte: „Lübeck zeigt als zweite Station die erfolgreiche Ausstellung „Weil wir Mädchen sind.“ des Kinderhilfswerks Plan – das freut mich ganz besonders. Denn die Schau

Kein einziges der angeführten „Perspektiv“-Ziele wird von der Kulturstiftung derzeit umgesetzt. Nur eine Ausstellung pro Jahr würde ohnehin unter dem Potenzial und unter jeder Wirtschaftlichkeit des Museums liegen, „Erforschung“ fremder Kulturen gehört seit langem nicht mehr zu seinen Möglichkeiten. Die Hansestadt Lübeck missachtet so nicht nur ihr eigenes Haus, sondern auch die Verpflichtungen, die sie gegenüber den zahlreichen und großzügigen Schenkungsgeber/innen und Spender/innen eingegangen ist. Die hatten ihre Zuwendungen für die Lübecker Öffentlichkeit bestimmt und nicht nur für das Magazin.

Klare Aufgaben und realistische Perspektiven

„Die Anfrage des Metropolitan Museum of Art zeugt von dem hohen Stellenwert unserer Sammlung und zeigt die Notwendigkeit, sie weiter zu betreuen“, sagte der Direktor der Lübecker Museen, Prof. Dr. Wisskirchen anlässlich der Reise des *niamodo* nach New York.

Nein - Betreuung reicht eben nicht. Die Bundesrepublik hat die Abkommen des ICOM (International Council of Museums) von 1986 und 2001 über ethische Richtlinien für die Museen unterzeichnet. Entsprechend haben sie und jeder Träger in Verantwortung gegenüber den Sammlungen, der Öffentlichkeit und den Mitarbeiter/innen Mindeststandards für Ausstattung und Personal zu gewährleisten, den bildungspolitischen und gesellschaftlichen Auftrag zu erfüllen, öffentlichen Zugang zu gewährleisten und die Sammlungen zu pflegen, zu strukturieren und zu dokumentieren. Lübeck ist also auch mit seinem „Welterbe“ Völkerkunde-Sammlung international in der Pflicht!

Noch in der erwähnten Sitzung des Lübecker Kulturausschusses hat der Autor die umgehende Vorlage eines Konzepts zur künftigen Arbeit des Museums durch die Kulturverwaltung angemahnt. Die Bürgerschaft folgte im November 2007 auch einstimmig dem Antrag der Grünen, verschiedene Alternativen zu untersuchen:

- Fortführung der Ausstellungs-Arbeit der Völkerkunde am alten Standort im Zeughaus;
- Integration der Völkerkunde in die Sammlungspräsentation des St. Annen-Museums;
- Präsentation der Völkerkundesammlung durch Sonderausstellungen in den Lübecker Museen;
- Zusammenführung der Kieler und Schleswiger Bestände mit der hiesigen Sammlung zu einem Landes-Völkerkundemuseum in Lübeck.

Die zusätzliche Anregung, die Integration der Sammlung als Teil der Handelsgeschichte in das geplante „Europäische Hansemuseum“ am Burghof zu prüfen, dürfte sich wegen der dort angestrebten vollständigen Umnutzung des Burghofs erledigt haben.

Da der „Museumsentwicklungs-Plan“ von 2005 ausdrücklich die Entwicklung klarer Profile der einzelnen Häuser vorsieht, kommen die von der Verwaltung angeregten Alternativen der Präsentationen in anderen Museen auch kaum in Frage.

Sinn macht dagegen der Aufbau einer vom Land geförderten ständigen Landesammlung im Lübecker Zeughaus.

Globalisierung als Chance für die Völkerkunde

Das Unbehagen über den Umgang mit der Völkerkunde hat inzwischen wohl alle verantwortungsbewussten Kulturpolitiker/innen der Stadt erfasst. Ein neuer Blick in die Welt und auf die Diskussionen zur Zukunft der Ethnologie und der Museen kann den Lübecker/innen die Begründung liefern, auch zukünftig ein aktives und öffentliches Völkerkundemuseum zu unterhalten.



Maske, Nigeria, Ibibio-Stil, Höhe: 43 cm

Der Prozess der Globalisierung bringt täglich Veränderungen in Wirtschaft, Verkehr, Umwelt, Medien, Kultur und sozialen Beziehungen mit sich. Ungleich verteilte Chancen sind Quelle ständiger Konflikte. Der Kulturwandel, die massenhafte Migration, das Verschwinden traditioneller Bindungen und ganzer Völker stellen die Ethnologie und die Museen vor neue Aufgaben. Kulturhistorische und völkerkundliche Museen, von Dieter Kramer als „Kultur Museen“ zusammengefasst, können das gemeinsame Kulturerbe als Grundlage friedlichen, gerechten und demokratischen Zusammenlebens der Menschheit herausstellen und dazu beitragen „die Andersheit wechselseitig zu akzeptieren und dabei die eigenen Werte weder zu verleugnen noch als die allgemeingültigen zu verabsolutieren“ (Kramer, 2005).

Wo das Verstehen des „Fremden“, die (globale) Überwindung der Angst vor

dem „Fremden“ und die Verhinderung von Konflikten in den Vordergrund rücken, da geht es auch um „die Überwindung der Idee des völkerkundlichen Museums als einem Container für Anschauungsobjekte, welche letztlich nichts weiter als die traditionelle Sehnsucht des Europäers nach vermeintlicher Erfahrung des Exotischen befriedigen“ (Rössler, 2004).

So wie die Ethnologie inzwischen mehr und mehr in die internationale Entwicklungszusammenarbeit eingebunden ist, so können Völkerkunde-Museen uns sehr praktisch die Wirkung natürlicher, kultureller und historischer Bedingungen nahe bringen, unter denen Menschen ihre Umwelt, ihre Kultur und ihre Gesellschaft gestalten. Sie sind Vermittler zwischen Wissenschaften und Öffentlichkeit und sie können im weitesten Sinne globales Verstehen fördern. Nicht zuletzt schärfen sie unsere ästhetische Urteilskraft, wenn sie der Schönheit und Aura der Objekte deren kunsthistorische und soziale Geschichte hinzufügen.

Leitbild und Zielsetzungen für die Zukunft

Mehrere bedeutende Häuser in der Bundesrepublik haben den weltweiten Trend zur Ethno-Kunst und die neue Aufgabenstellung verstanden und nachhaltige Konzepte erarbeitet. So entwickelt Köln in Kooperation mit der Universität weiter thematische statt rein ethnisch-historischer Ausstellungen. Einige mittelgroße Sammlungen kooperieren erfolgreich in Museumsverbünden oder sogar – wie das Reiß-Engelhorn-Museum in Mannheim – in gemeinsamen neu gestalteten Häusern.

Die Hansestadt Hamburg hat im Zuge ihrer aktuellen Reform der Reform der städtischen Stiftungs-Museen das Leitbild „Ein Dach für alle Kulturen“ für die Völkerkunde definiert und will die Einbindung von Migrant/innen-Gruppen und die interkulturelle Kommunikation fördern. Eine Expertenkommission rät der Stadt, weiter den „inneren Reichtum des Museums“ herauszustellen, die Sammlungen aus den Depots zu holen, sie neu zu sichten, zu katalogisieren und auszustellen. Die dringende anstehende Bestandsaufnahme sollte mit der Aufbereitung für die Internetpräsenz verbunden und eine fachkompetente Beratungsgruppe eingerichtet werden.

Parallel findet in Deutschland und Europa unter dem Stichwort „vom Besucher zum Kurator“ eine lebendige Debatte über die Öffnung der Museen für die aktive Beteiligung der Nutzerinnen und Nutzer

(Beispiel Kreuzberg-Museum in Berlin) oder über das Zusammenspiel mit dem „Web 2.0“ oder anderen Internet-Möglichkeiten statt, wo der Inhalt – auch die Kunst – von den Betrachter/innen selbst geliefert wird.

Außerdem dringt inzwischen die Managemententwicklung aus dem Neuen kommunalen Steuerungsmodell (NSM) in die Museen vor. Zielsetzungen sichern die Existenz von Einrichtungen, indem sie deren Leistung, Nutzen und Wirkung in der Gesellschaft definieren und herausstellen, welche Lücken ohne diese Häuser entstünden. Britische Museen vereinbarten mit der Regierung Performance Indicators und der finnische Museumsverbund wendet das „Excellence-Modell“ der European Foundation for Quality Management (EFQM) zur Ausarbeitung seiner nationalen Standards an. Das alles klingt vor dem Hintergrund einer renommierten mittelgroßen Völkerkunde-Sammlung in einer hoch verschuldeten Stadt nach Überforderung. Tatsächlich hat die Lübecker Völkerkunde aber die fünf ICOM-Grundaufgaben Sammeln, Bewahren, Erforschen, Vermitteln und Ausstellen in den letzten Jahren mit völlig unzureichenden öffentlichen Mitteln extrem wirtschaftlich wahrzunehmen versucht und durch privates Engagement hervorragende Leistungen ermöglicht.

Der alte Gegensatz zwischen Anschauungsformen des 19. und 20. Jahrhunderts, zwischen Authentizität und Event spielte hier schon lange keine Rolle mehr. Die Ausstellungspraxis hat gerade in Lübeck gezeigt, dass der Spannungsbogen zwischen traditioneller Volkskunst, europäischer Kunstgeschichte, modernem Design, aktiver Vermittlung und globaler sozialer Herausforderung verstanden wurde.

Lübeck muss jetzt die von Bürgermeister Saxe postulierte Weltoffenheit als Chance und als Notwendigkeit begreifen, ohne auf Signale aus Kiel zu warten. Es ist an der Zeit, das Museum wieder zu beleben, es mit ausreichenden öffentlichen Mitteln zur Erfüllung aller ICOM-Aufgaben auszustatten und seine weitere Öffnung für die gezeigten neuen Entwicklungen zu unterstützen. Ganz dringend geboten scheint jetzt und zu allererst die notwendige Bestandsaufnahme und daraus folgend eine Potenzial-Analyse.

Weiterführende Informationen:

Aus Politik und Zeitgeschichte H. 49/2007: Museen und Gesellschaft. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. Hg.: Bundeszentrale f. polit. Bildung,



Ahnenfigur (byeri), Äquatorialguinea, Fang; Sammlung Günter Tessmann im Rahmen der Pangwe-Expedition des Museums für Völkerkunde zu Lübeck, 1907-1909. Die Schädel herausragender Vorfahren wurden bei den Fang in Rindentonnen aufbewahrt. Auf den Rand des Behälters wurde entweder ein aus Holz geschnitzter Kopf oder eine Halb- bzw. Ganzkörperfigur, meist in hockender Haltung, aufgesteckt.

Bonn 2007; darin bes. die Beiträge von Anja Dauschek, Martin Düspohl und Peter Weibel.

Unter: <http://www.bpb.de>

Dieter Kramer, Alte Schätze und neue Weltsichten. Museen als Orientierungshilfe in der Globalisierung; Brandes und Apsel, Frankfurt 2005

Martin Rössler, Völkerkunde und völkerkundliches Museum: neue Herausforderungen im Zeitalter der Globalisierung; in: Kölner Museums-Bulletin H. 3/2004, Hg.: Kölner Museumsdienst, Köln 2004

ICOM – Ethische Richtlinien für Museen: <http://www.icom-deutschland.de/>

Expertenkommission, Empfehlungen zur Entwicklung der Hamburger Museumsstiftungen; Hg.: Freie und Hansestadt Hamburg – Kulturbehörde; Hamburg 2006. Unter: <http://fhh.hamburg.de>

Bernd Möller ist Dolmetscher und Übersetzer, Mitglied der Bürgerschaft und des Ausschusses für Kultur und Denkmalpflege für die Fraktion Bündnis 90 / DIE GRÜNEN

„An schlechten Tagen schmeiße ich jeden um, der das Wort ‚Pamir‘ in den Mund nimmt“

Eine Begegnung mit Karl Otto Dummer und seiner Lebensgeschichte

Von Karin Lubowski

„Nationale Gedenkstätte der zivilen Schifffahrt – Pamir Lübeck – International Seafaring Memorial“ – unter diesem Namen ist in der alten Seefahrerkirche St. Jakobi der weltweit erste Ort dieser Art geschaffen worden, an dem Menschen gedacht werden kann, die auf den Meeren der Welt ihr Leben verloren haben. Anlass war der Untergang der deutschen Viermastbark „Pamir“, die vor 50 Jahren, am 21. September 1957, etwa 600 Seemeilen westsüdwestlich der Azoren im Atlantik unterging und 80 Menschen in den Tod riss – das größte Schiffsunglück im Nachkriegsdeutschland, ein Ereignis, das für die meisten Menschen zur Geschichte geworden ist: vergangen, entsetzlich zwar, aber 50 Jahre weit weg.

Für Karl-Otto Dummer ist nichts weg. Er ist einer der sechs jungen Männer, die den Untergang der „Pamir“ überlebten. Gedenken – das ist für ihn etwas ganz anderes als die Erinnerung an ein Unglück irgendwo im Atlantik. Für Dummer ist das die Begegnung mit der eigenen, lebendigen Geschichte.

Karl-Otto Dummer, 74 Jahre alt, Überlebender, Gast in der Jakobikirche im September. An seiner Seite: Joe Lindner aus South Carolina, der Schiffsarzt, der ihn versorgte.

Seit 50 Jahren sehen sich Dummer und Lindner fast jedes Jahr. Das gehört zu Dummers Leben; Lindner lässt er zu in einer Erinnerung, die er sonst mit niemandem teilt: die 56 Stunden im Rettungsboot Nr. 5 der „Pamir“. Schon bald nach dem Unglück hat Dummer über die „Pamir“ geschrieben. Hochinformativ, erschütternd. Von der Seele hat er sich wohl nichts geschrieben. Auch nicht geredet. Drei der ehemals sechs Geretteten sind noch am Leben. Kontakt hat er nur zu Günter Haselbach aus dem Rettungsboot Nr. 2. Aber der spricht nicht über das Unglück. Dummer spricht zwar darüber, aber es hört sich an, als wolle er mit Fakten die Angst erschlagen.

„Man hat eine Macke, wenn man ein solches Erlebnis hatte“, sagt er.

„Solches Erlebnis“ – das ist das „Bloß weg“ vom Sog der untergehenden „Pamir“.

Im vom Sturm gepeitschten Wasser macht Dummer eine Planke aus, schwimmt eine Ewigkeit darauf zu, klammert sich mit anderen – vielleicht 20 – Jungs an das bisschen Holz. Dann taucht ein leeres Rettungsboot auf, das keinen Bug und kein Heck mehr hat. Darin sitzen sie dann. Bis zur Brust im Wasser.

21. September 1957: Die deutsche Viermastbark „Pamir“, ein Segelschulschiff, ist mit 4.000 Tonnen Geste auf dem Weg von Buenos Aires nach Hamburg. Kurz vor 8 Uhr Bordzeit fängt der Funker eine Warnung vor dem Hurrikan „Carrie“ auf. Eine Stunde später zerreißt eine Orkanböe den Innenklüver. Die Ladung verrutscht, haushohe Brecher krachen in nicht orkansicher abgedichtete Aufbauten. Die Pamir funkt SOS: „Position 35 Grad 57 Minuten Nord, 40 Grad 20 Minuten West. Alle Segel verloren. 45 Grad Schlagseite. Gefahr des Sinkens.“ 20 Minuten später ist die Bark verschwunden. 78 Schiffe steuern die Unglücksstelle an, aber von 86 Mann überleben nur sechs; Karl-Otto Dummer wird mit vier weiteren Männern 56 Stunden nach dem Unglück im leckgeschlagenen Rettungsboot 5 gefunden, der sechste, Günter Haselbach, nach 72 Stunden allein im Rettungsboot 2. Beim Prozess vor dem Lübecker Seeamt wird dem toten Kapitän Johannes Diebitsch die Hauptlast der Verantwortung zugesprochen. Als Ursachen für das Unglück werden u. a. ermittelt: falsche Segelführung, mangelnde Erfahrung der Schiffsführung. (kim)

„Solches Erlebnis“, das ist dies: „Alle hatten Wunden. Von unseren Beinen pellte sich die Haut, wir weichten auf. Das Blut wurde dicker. Das Salz drang in unsere Körper ein.“

„Solches Erlebnis“ – das ist das wiederholte Kentern des kaputten Bootes, während ringsum Haie schwimmen. Das ist die Kälte, der Durst. „Du hast Durst zum Verrecken, während du im Wasser

schwimmst, dass du nicht trinken darfst“, sagt Dummer. Ein paar Büchsen Milch sind alles, was sie haben. „Unsere Zungen klebten aufgequollen im Mund.“

„Solches Erlebnis“ – das ist zu hören, wie ein Dampfer vorbeirauscht, von dem aus die Schiffbrüchigen im Dunkeln und bei tobender See nicht auszumachen sind. „Da haben sich die ersten aufgegeben.“ Etliche Male sieht Dummer noch Suchschiffe. Flugzeuge tauchen auf, verschwinden wieder.

„Solches Erlebnis“ – das ist das Sterben. 24 Stunden nach dem Untergang der „Pamir“ sind die ersten Jungs im Rettungsboot tot. „Man konnte schon lange vorher sehen, wer als nächster stirbt“, sagt Dummer. „An den Augen konnte man das sehen. Sie gaben sich auf und starben.“ Zwei ertrinken im Boot, zwei drehen durch, springen über Bord. Auch der Jungmann Klaus Driebold schwimmt in den Tod – zwei Stunden später werden die restlichen fünf gerettet.

„Das hatte nichts mit körperlicher Schwäche zu tun, sondern mit der Psyche. Die einen beten, andere fluchen, die nächsten heulen, manche beschäftigen sich. Ich gehörte zu den letzten. Das hat mich am Leben gehalten.“ 32 Stunden nach dem Untergang gibt es im Boot Nr. 5 noch 16 Überlebende, am Nachmittag des 23. September klammern sich noch fünf ans Leben. Da taucht der US-Dampfer „Saxon“ am Horizont auf – und sieht den Mast, den Dummer und die Jungs gebaut haben.

„Solches Erlebnis“ – das ist das blanke Entsetzen nach der Rettung: „Wir dachten, wir seien die letzten, die man aus dem Wasser gezogen hat. Dann erfuhren wir, dass wir die einzigen waren.“

Solches Erlebnis – das ist schließlich die Frage, die Dummer bis heute nicht loslässt: „Warum habe ich überlebt, warum nicht die anderen?“ Das ist die Erkenntnis: „Das Bewusstsein schwindet. Man schläft ein. Das ist kein schlimmer Tod.“ Und es ist das Eingeständnis: „Ich wollte die Jungs am Leben halten. Das war kein Heldentum, sondern Eigennutz. Mir war klar: Jeder, der vor mir stirbt, gefährdet

meinen Lebenswillen und verkürzt damit auch mein Leben.“

Karl-Otto Dummer ist ein Seebär, wie er im Buche steht. Ein gemütlicher Mensch ist er nicht. Er hat schon mal jemanden rausgeschmissen, der wissen wollte, ob die 56 Stunden im Ozean nicht langweilig gewesen seien. Er hat sich mächtig geärgert, weil in der Jakobikirche jahrelang zu lesen war, die „Pamir“ sei im Orkan „Currie“ (statt „Carrie“) untergegangen. Er hat sich über den TV-Zweiteiler „Der Untergang der Pamir“ geärgert: „Ein Spektakel, das das Andenken der Toten beschmutzt.“ Er ärgert sich über „hochnäsige Klugscheißer“, die jede Menge über die „Pamir“ reden, „aber keine Ahnung haben“.

Das Leben hat ihn umgetrieben. Karl-Otto Dummer, 74 Jahre alt, gelernter Bäcker, als Kochsmaat zur See gefahren, studierter Betriebswirt, war noch zwei Jahre nach dem „Pamir“-Unglück auf Schiffen unterwegs, dann zog er als Betriebswirt ins Rheinland. „Ich war 18 Jahre lang verheiratet und lebe jetzt wieder alleine“, sagt er. „Ich habe einen Bruder, der nicht weit entfernt wohnt und der auch der Grund war, zurück nach Schleswig-Holstein zu ziehen. Jetzt sehe ich ihn trotzdem nicht. Mein Sohn besucht mich einmal im Jahr. Ich bin nicht unglücklich damit.“

Dummer lebt mit Scotty, einem Jack-Russel-Terrier, in Lütjenburg in einem umgebauten Hühnerstall. Scotty ist ein freundliches Tier, das auch auf „Hund“ hört. Neben der Tür hängt eine Schiffsglocke, hinter der Tür pflegt Dummer das „Pamir Archiv Dummer“.

Dummer hat Kehlkopfkrebs. Dreimal wurde er operiert, jetzt lehnt er weitere Eingriffe ab. „Mein Arzt sagte mir vor sieben Jahren, dass ich noch drei Jahre zu leben hätte.“ Auf die „Pamir“, sagt er,



Karl-Otto Dummer, einer der sechs Männer, die den Untergang der „Pamir“ überlebten

habe er immer gewollt. Und über seine Erinnerungen: „Es gibt gute und es gibt schlechte Tage. An den guten Tagen kann ich darüber sprechen. An den schlechten schmeiße ich jeden um, der das Wort ‚Pamir‘ in den Mund nimmt.“

LITERATUR

Karl-Otto Dummer: „Pamir. Die Geschichte des Untergangs“, Delius Klasing, Edition Maritim, 300 Seiten, 24,90 Euro.

Die Erfindung eines legendären Piraten

Wie der Danziger Kapitän Johann Stortzebecher zu Klaus Störtebeker wurde

Von Gregor Rohmann

Wir erleben momentan einen weltpolitischen Umbruch, dessen Konsequenzen sicherlich erst spätere Generationen wirklich verstehen werden. Seit 1989 und erst recht seit dem viel beschworenen 11. September 2001 sind wir Zeugen der Auflösung des neuzeitlichen Staates. Kriege, wie sie in den letzten Jahren in weiten Teilen Afrikas geführt werden, wie sie die europäischen

Mächte, die USA und ihre wechselnden Verbündeten in Somalia oder Jugoslawien geführt haben und in Afghanistan oder dem Irak noch führen, zeichnen sich dadurch aus, dass hier nicht Staaten gegeneinander kämpfen, sondern in den Trümmern von Staaten äußere Mächte, Interessengruppen und professionell auftretende Kriegerunternehmen um Macht und Ressourcen konkurrieren.

So kommt es, dass etwa im Irak zurzeit die Zahl der Mitarbeiter kommerzieller Sicherheitsfirmen und Logistikunternehmen größer ist als die der amerikanischen und verbündeten Militärs. Immerhin sind hier noch reguläre Truppen im Einsatz: In den Krisenregionen Afrikas treten mittlerweile fast nur noch „Warlords“ mit ihren Privatarmeen gegeneinander an. Und auch die Mächte des Westens intervenieren hier

lieber mit Hilfe von bezahlten Kriegen, wenn sie nicht, wie Frankreich, über reguläre Söldnertruppen verfügen. Es kämpfen also immer häufiger von äußeren Mächten engagierte Gewaltdienstleister gegen autonome Gewaltunternehmer, es kämpfen Söldner gegen Warlords.

Der Irak des Jahres 2007, ebenso etwa die Republik Kongo oder Afghanistan, erinnern insofern in mancher Hinsicht etwa an das Ostfriesland des späten 14. Jahrhunderts. Denn auch dort standen sich lokale Inhaber von wirtschaftlichen und militärischen Ressourcen („Häuptlinge“) in erbitterten Konkurrenzkämpfen gegenüber, während äußere Mächte (Hamburg, Bremen, Groningen, Holland) durch wechselnde Allianzen mit dem einen oder anderen eine Vormachtstellung zu erringen versuchten. Der so immer wieder neu aufbrechende Kleinkrieg lebte vom dauernden Zustrom kampferprobter Krieger, die sich je nach Lage der Dinge dem einen oder anderen Herren anboten. Zugleich wurde Ostfriesland selbst zum Rekrutierungsreservoir für die Konflikte der näheren und weiteren Umgebung und bedrohte massiv den Handel in seinem Umfeld. In der ganzen Großregion Nordeuropa überlagerten und befruchteten sich so unzählige private und kollektive Konfliktlinien, sodass selbst Beteiligte angesichts dauernd wechselnder Allianzen oft nur annähernd wussten, wer gerade gegen wen stand.

Die Kriege der Gegenwart ähneln immer stärker jenen einer weit zurückliegenden Vergangenheit, von der wir bisher nur mit Kopf schüttelndem Gruseln im Geschichtsunterricht zu hören gewohnt waren. Der Berliner Historiker und Politologe Herfried Munkler hat auf diese erschreckende geschichtliche Analogie hingewiesen. An der Freien Universität Berlin gibt es einen ganzen Sonderforschungsbereich, der das Ziel hat, durch die Untersuchung historischer und außereuropäischer Politikformen („Gouvernance“) zu verstehen, was uns im 21. Jahrhundert bevorstehen mag.

Auch der sagenhafte Klaus Störtebeker und die „Vitalienbrüder“ sind Repräsentanten einer solchen Epoche, in der auch unser Verständnis von Krieg und Frieden, von legitimer und illegitimer Gewalt, noch nicht existierte. Schon die ältere Hansegeschichtsschreibung hat immer darauf hingewiesen, dass die Vitalienbrüder eigentlich oder zumindest zeit-

weise „Kaperfahrer“ gewesen seien, also im Sinne des Kriegsrechts des 17. oder 18. Jahrhunderts angeheuere Kombattanten im Auftrag der Krieg führenden Mächte. Die Forschung war sich dann uneins, ob diese Vitalienbrüder „Kaperbriefe“ hatten oder nicht, vom wem sie ihre Aufträge hatten, und vor allem: wie lange sie dergestalt als legitime Kämpfer unterwegs gewesen waren, bzw. ob sie nicht ab einem bestimmten Zeitpunkt ihre „Kaperbriefe“ verloren hatten und so zu „Piraten“ geworden waren.

In die Handbücher schaffte es in der Regel die Annahme, aus ursprünglich mecklenburgischen Kaperfahrern seien 1395 nach dem Frieden von Skanör und Falsterbo herrenlose Seeräuber geworden. Unter diesen habe dann eine neue Generation von Kapitänen die adeligen Führungskräfte der Frühzeit verdrängt, und so seien Klaus Störtebeker und Gödeke Michels berühmt



Seekrieg im späten Mittelalter hieß: Kampf Mann gegen Mann; ein auch für die Sieger verlustreiches Handwerk, weshalb man die offene Gewalt möglichst zu vermeiden versuchte. Stattdessen drohte man dem Gegner, um sein Schiff überprüfen oder arrestieren zu können.

geworden. Diese herrenlosen Krieger hätten dann Handel und Wandel auf Nord- und Ostsee dermaßen bedroht, dass die selbstverständlich völlig neutrale und nur auf die Freiheit des Kaufmanns bedachte Hanse habe eingreifen müssen. Insbesondere in Hamburg behauptete man dann gern, man hätte um 1400 dem Seeräuberunwesen ein Ende gemacht, indem man die großen Anführer der Vitalienbrüder besiegt habe. Viele Darstellungen zum Thema enden denn auch mit dem Jahr 1400 bzw. 1401, als sei danach nichts mehr passiert.

Diese Version klingt erst einmal ganz logisch. Sie geht jedoch aus von einem Verständnis von Seerecht und Kriegs-

recht, wie wir es für das 18. Jahrhundert annehmen mögen, nicht aber für das späte 14. Jahrhundert. „Kaperbriefe“ etwa, wie sie immer wieder erwähnt werden, hat es den Quellen zufolge schlicht noch nicht gegeben! Was es gab, waren privatrechtliche Dienstverträge zwischen Auftraggeber und Gewaltunternehmer (Ausliegerbriefe), ebenso Berechtigungsscheine für Arrestierungen (Markebriefe) und schriftliche Fehdeankündigungen an neutrale Mächte (Warschauen). Ein zwischenstaatlich geregeltes Kaperrecht, das Kombattanten von Kriminellen und feindliches Gut (Prisen) von neutralem präzise unterschieden hätte, ist im späten Mittelalter gerade in der Entstehung begriffen. Um 1400 stehen wir noch ganz am Anfang jener Entwicklung von moderner Staatlichkeit und modernem Kriegsrecht, an deren Ende wir uns heute befinden, und in dessen Verlauf es zeitweise all jene see-

rechtlichen Regularien gab, die wir erwähnten. Um 1400 gibt es noch kein kodifiziertes Kriegsrecht, weder zu Lande noch zu Wasser, an das die Vitalienbrüder sich hätten halten, oder gegen das sie hätten verstoßen können.

Was es gab, war die nicht schriftlich, aber gewohnheitsrechtlich streng reglementierte Fehde, und im spätmittelalterlichen Fehderecht finden wir die Spielregeln, an denen wir unsere Helden messen sollten. Die Vitalienbrüder waren also, knapp gesagt, nicht Kaperfahrer, die sich an die Regularien des Prisenrechts hätten halten müssen, sondern sie waren bezahlte Fehdehelfer, deren legitime Aufgabe es war, in legitimen Konflikten den Gegner durch „Schadentrachten“ zum Einlenken zu bewegen. Nur ein – freilich entscheidender – Punkt verbindet die Vitalienbrüder

mit den späteren „Kaperfahrern“ – und unterscheidet sie von ihren Standesgenossen zu Lande: Beide kämpften nicht für Sold, sondern zumeist nur für eine Beteiligung an der Beute. Dies gilt übrigens nicht nur für rein kommerzielle Gewaltdienstleister, sondern ebenso für die einheimischen Besatzungen der hansestädtischen „Friedenskoggen“.

Ende von Teil 1. Fortsetzung in Heft 2/2008

Gregor Rohmann war 2001 Mitarbeiter der Störtebeker-Ausstellung im Museum für Hamburgische Geschichte. Zurzeit ist er Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Bielefeld.

Mit Wettbewerb und Privatisierung zu besserer Bildung?

Dr. Meyer-Hesemann auf dem Julius-Leber-Forum

Von Hagen Scheffler

Am 12. November 2007 hatte Dr. Stefanie Elies den Staatssekretär im Kieler Bildungsministerium, Dr. Wolfgang Meyer-Hesemann, zum 2. Julius-Leber-Gespräch der Friedrich-Ebert-Stiftung in den Großen Saal der Gemeinnützigen geladen. Bei der Veranstaltung ging es um die Frage, ob der wachsende Wettbewerb zwischen privaten und staatlichen Schulen zu mehr Bildungsqualität führt.

Bildung als die soziale Frage der Zukunft

Der Referent, dem das Thema, wie er gleich zu Beginn freimütig bekannte, Probleme bereite, versuchte sich gleichwohl der Herausforderung zu stellen. Bildung sei für ihn „die soziale Frage des 21. Jahrhunderts“. Daran müsse sich jede Bildungseinrichtung, die staatliche wie die private, messen lassen. Neben der Leistungsfähigkeit des Schulsystems komme es wesentlich darauf an, dass es „Chancengleichheit“ und die Vorbereitung auf ein selbstbestimmtes Leben für alle garantiere. Diese Prämisse sehe er im privaten Schulbereich aufgrund der eher einseitigen Klientel nicht hinreichend gewährleistet. Meyer-Hesemann räumte zwar einen seit gut 10 Jahren wachsenden Trend zur Privatschule ein, doch Schleswig-Holstein liege mit 3,3% am unteren Rand (ca. 15% in den OECD-Ländern).

Dennoch gebe es auch eine „schleichende Privatisierung“ des öffentlichen Schulwesens. Die Lübecker Schulsenatorin Annette Borns habe ihm beispielsweise auf seine Nachfrage mitgeteilt, dass für Schulgebäudesanierung, moderne Heizungsanlagen, Ausstattung von Schulen u. ä. allein in Lübeck von so namhaften Stiftungen wie z. B. Possehl-, Gemeinnützige Sparkassen- oder Haukohl-Stiftung die stattliche Summe von 9 Mio. Euro geflossen sei, womit der kommunale Schulträger uneigennützig und nachhaltig unterstützt worden sei. Es gebe aber auch weniger wünschenswerte Interessen der Wirtschaft oder der Sponsoren bei ihrer zunehmenden finanziellen Unterstützung einzelner Schulen. Probleme, die sich dabei herauskristallisierten, seien „Chancenungleichheit“

und die Gefahr der „Abhängigkeit“. Die Verantwortung der öffentlichen Schulträger und der staatliche Erziehungsauftrag dürften grundsätzlich nicht beeinträchtigt werden. Parallel zum Gesundheitswesen sei die Leistungsfähigkeit staatlichen Handelns im Bildungswesen keine ersatzbare oder minderungsfähige Daseinsvorsorge für unsere Gesellschaft. Zu der Frage, ob die privaten Schulen vom Staat finanziell zu wenig unterstützt würden, wollte sich der Staatssekretär dezidiert nicht äußern, betonte aber, dass der Staat die ihm vom Bundesverfassungsgericht zugebilligten finanziellen Spielräume nutze.

Mehr marktwirtschaftliche Ausrichtung im Bildungswesen?

Zur Frage größerer marktwirtschaftlicher Ausrichtung im Bildungswesen äußerte sich Meyer-Hesemann eher skeptisch und erläuterte einige Beispiele.

Modell „Bildungsgutschein“: Eltern, nicht Schulen erhalten Geld in Form von Gutscheinen, die an der Schule der persönlichen Wahl eingelöst werden können. Da die empirische Datenbasis hier zu gering sei, könne auch ein gesichertes Ergebnis über die Effizienzverbesserung durch die Ausgabe von Bildungsgutscheinen derzeit nicht vorgelegt werden.

Modell „Autonomie der Schulen“: Auch zu diesem Modell der Dezentralisierung gebe es noch keine belastbaren Ergebnisse.

Zum Vergleich privater und staatlicher Schulen

Sind die Ergebnisse von privaten Schulen besser als die von staatlichen? Die Erfolgsquote sei, bezogen auf den gymnasialen Bereich, etwa gleich, lediglich die Waldorfschule, die allerdings unter anderen Bedingungen arbeite, bringe einen größeren Schüler-Anteil zum Abitur.

Für einen aussagekräftigen Vergleich müsse eine gleiche Schülerpopulation, d.h. der gleiche sozioökonomische Status, vorausgesetzt werden. Unter dieser Prämisse gebe es keinen überzeugenden Leistungsvorsprung der „Privaten“.

Meyer-Hesemann hatte seiner Einschätzung die Untersuchung zweier neuerer Studien in Deutschland zugrunde gelegt. Nach dem Kenntnisstand der empirisch-soziologischen Bildungsforschung gebe es keine nachweisbare breite Überlegenheit der privaten Schulen, von einigen ganz wenigen Ausnahmen einmal abgesehen. Gegen ein zukünftig besseres, gerechteres, billigeres Bildungswesen habe er nichts, der Weg dorthin liege aber für ihn nicht in der Privatisierung. Die „existentielle“ Frage einer demokratischen Gesellschaft sei gekoppelt an ein staatliches Bildungssystem, das a l l e n gleiche Chancen einräume. „Verheerend“ sei ein Zustand, wo im Wettbewerb zwischen staatlichen und privaten Schulen aufgrund finanzieller Selektion eine „Entmischung“ der Schülerschaft statfinde und das öffentliche Schulwesen durch die Ausdünnung seiner Schülerklientel in Mittelmaß, Ideenlosigkeit und Motivationslosigkeit versinke. Eine soziale und ethnische Herkunftss Selektion im Bildungswesen führe in der Folge zu einer verhängnisvollen „Entsolidarisierung“ der Gesellschaft.

Meyer-Hesemann schloss seine Ausführungen mit einem Appell zur nachhaltigen „Vergesellschaftung“ des öffentlichen Schulwesens und zu einer Abkehr vom „weiter so“.

Darunter verstand der Staatssekretär eine „stärkere Identifikation“ von Eltern, Schülern, Lehrkräften und Kommunen mit ihren Schulen, „Eingliederung statt Ausgliederung“, größere „Selbstständigkeit“ und „Stärkung von Freiheit und Verantwortung“. Der Referent warnte vor einem „Verdrängungswettbewerb“, plädierte für „mehr Vielfalt“ zwischen staatlichen und privaten Schulen und forderte zu einem motivierenden „Qualitätswettbewerb“ auf.

Dafür sei – so das Schlusswort des Staatssekretärs – das staatliche Schulwesen mit seinem neuen Flaggschiff „Gemeinschaftsschule“ bestens aufgestellt.

Diskussion

Unter Moderation von Stefanie Elies entwickelte sich eine längere, sehr engagierte Diskussion. Dabei zeigte sich

sehr anschaulich der Unterschied in der Wahrnehmung zwischen denen, die Bildungs- und Schulreformen verantwortlich entwerfen, und denen, die die Folgen der Reformpolitik vor Ort praktisch erleben bzw. „ausbaden“. An einigen für die zukünftige Schulentwicklung in Schleswig-Holstein nicht unwichtigen Kontroversen soll dies veranschaulicht werden:

Wettbewerb mit Privatschulen: Meyer-Hesemann beklagt die selektive Schülerklientel an Privatschulen, ist aber nicht willens, die Privatschulen nach dem gleichen Schlüssel finanziell zu fördern wie die staatlichen Schulen (wie es z. B. in Dänemark üblich ist), um eine normale Schülerklientel zu ermöglichen. Immerhin wollen ca. 20% der Eltern in Deutschland, wenn sie es denn finanziell könnten, ihre Kinder auf Privatschulen anmelden.

Reformen und Aus-/ Fortbildung: Der Staatssekretär hält die Lehrkräfte für den „Schlüssel“ bei der Umsetzung des eingeschlagenen Reformkurses und verweist auf das weit reichende Unterstützungsprogramm der Landesregierung für Aus-/ Fortbildung.

Dabei übersieht er die große Unzufriedenheit an der Schul-Basis mit der vor wenigen Jahren grundlegend veränderten Referendarsausbildung einerseits

und dem viel zu kleinen Angebot an Fortbildungsveranstaltungen andererseits, die es – nach Aussagen Betroffener – nicht selten auch an der nötigen Qualität fehlen lassen. Viele Lehrkräfte verzichten auch aus dem Vertretungsdiemema auf Fortbildung.

Kein Konzern in der Wirtschaft würde sich heute leisten, strukturelle Reformen durchzuführen, ohne das gesamte Personal angemessen dafür zu qualifizieren. Die Zukunftsvision „Gemeinschaftsschule“ z. B. soll heute überwiegend von Lehrkräften gestaltet werden, die dafür nicht oder wenig qualifiziert worden sind.

Finanzen und (individuelle) Förderung: Meyer-Hesemann glaubt nicht, dass die Forderung nach „immer mehr Geld“ in der Folge „zu besseren Ergebnissen“ führen würde, und hält die personelle Ausstattung der Schulen für durchaus angemessen. Das Schüler-Lehrer-Verhältnis würde sich aufgrund der demographischen Entwicklung bald verbessern. Die Arbeitszeit vieler Lehrkräfte werde sich sogar bei ihrem Einsatz an Gemeinschaftsschulen verringern. Die Kehrseite der Medaille sieht so aus: Während die Lehrkräfte bislang an Gesamtschulen 25 Stunden unterrichten, erhöht sich ihr Einsatz demnächst an der Gemeinschaftsschule um

eine Stunde auf 26 Stunden – und das bei erschwerten Unterrichtsbedingungen. Für die unbestrittene vermehrte individuelle Förderung, die unabhängig von der Schulform in jeder Schule dringend geboten ist, wird zusätzliches Lehrpersonal in dem notwendigen Umfang nicht bewilligt. „Wir haben an Reichtum verloren“ sagt der Staatssekretär jetzt. Er hätte es auf den Punkt bringen sollen: Schleswig-Holstein ist ein armes Land, dazu hoch verschuldet und kann sich deshalb zusätzliche Kosten, die sich durch das anspruchsvolle Bildungs-Reformprogramm ergeben, nicht leisten.

Aufgrund der jüngsten CDU-Initiative zur Sanierung des überschuldeten Landeshaushalts steht nun auch zu befürchten, dass der durch den demographischen Wandel bedingte Lehrkräfteüberschuss zukünftig nicht zur verstärkten individuellen Förderung zur Verfügung steht, sondern der Haushaltssanierung zum Opfer fällt (vgl. Vorschlag von MdL Sauter/ Lübeck: Einsparung von 500 Stellen).

Viele Besucher haben die Veranstaltung mit der ungewissen Vorstellung verlassen, wie unter solchen Bedingungen Bildungsreformen von grundlegender Bedeutung eigentlich gelingen sollen.

Heinrich Mann – Realist oder Träumer?

Tagung der Akademie Tutzing in Lübeck

Von Jürgen Wolfgang Goette und Hagen Scheffler

Die evangelische Akademie Tutzing beschäftigt sich seit Jahren mit den Manns. In diesem Jahr fand ihre Tagung im Audienzsaal des Lübecker Rathauses statt. Sie wurde von Karin Andert, Studienleiterin in der Evangelischen Akademie Tutzing, und dem wissenschaftlichen Leiter des Buddenbrookhauses, Dr. Michael Grisko, durchgeführt. Sie stand nicht unter einem einheitlichen Thema, bot aber reizvolle Facetten, z. B. neue Erkenntnisse zur Biographie (Manfred Flüge, Paris/ Berlin) und Ästhetik Heinrich Manns (Prof. Helmut Scheuer, Kassel), die Herausforderungen der zeitgenössischen Kultur in den 20er Jahren auf sein Schaffen (Dr. Michael Grisko) oder die Beziehungen zwischen Klaus und Heinrich Mann (Dr. Uwe Naumann, Rowohlt Verlag/ Hamburg) und schließlich Ansichten Monika Manns über ihren Onkel (Karin Andert). Höhepunkt der Tagung jedoch waren

Erinnerungen, mit denen der Enkel des Autors, Jindrich Mann aus Prag, in fast schweigscher Manier der Tagung eine beeindruckende Note gab. Die ansonsten langen Fachreferate (weitgehend ohne die hilfreichen modernen Medien zum besseren, nachhaltigen Verständnis) und die anschließend manchmal zähflüssige Diskussionskultur lasteten etwas auf der Tagung.

Im Folgenden werden einige Aspekte der Tagung näher vorgestellt:

Abschied oder nachträgliche Heimholung?

In seinem Eingangsreferat nahm Manfred Flüge zum „Problem mit Heinrich Mann“ Stellung, dessen Leben und Werk sich nicht auf eine schlichte, einheitliche Formel bringen lassen. Der Referent beschäftigte sich mit den beiden „Umorien-

tierungen“, ästhetisch wie politisch, die er im Leben Heinrich Manns festgestellt hat. Sein Leben sei in die schwierigste Zeit deutscher Geschichte gefallen: 1914 habe er wie mit ihm nur wenige andere in Opposition zum Kaiserreich gestanden und den Krieg von Anfang an abgelehnt. Seine kritische Haltung zu Kaiser und Reich habe sich nicht nur im Roman „Der Untertan“ manifestiert, auch in seinem großen „Zola“-Essay von 1915 sage er das voraus, was drei Jahre später geschah: Untergang des Kaiserreichs und Sieg der Demokratie.

Obwohl Heinrich Mann sich nach seinem Selbstverständnis als „Vorreiter der Westorientierung Deutschlands“ begriffen habe, sei er nach 1934 „vom Osten vereinnahmt“ und von Moskau systematisch gegen den Westen instrumentalisiert worden. Er sei – ähnlich wie z. B. Lion Feuchtwanger – „zum Stalinisten“ und

„Weggefährten des Weltkommunismus“ geworden, ohne diesen zu durchschauen und ohne wirklichen Einfluss auf die Volksfront-Politik im Westen, geplant auch für ein anderes Deutschland. Im seinem Kampf gegen die Nazidiktatur habe Heinrich Mann seine ganze Hoffnung auf die Sowjetunion gesetzt, der nach seiner Vorstellung die Zukunft gehören würde und die ihre Bereitschaft signalisiert hatte, seine Werke zu verlegen. Er habe jahrelang auf Stalin als stärkste Gegenkraft zu Hitler gesetzt, deshalb sei der Hitler-Stalin-Pakt 1939 für Heinrich Mann und andere ein schwerer Schock gewesen. Nur dank der intensiven Einflussnahme, z. B. durch Johannes R. Becher (Moskau) und Wilhelm Pieck (Paris), sei Heinrich Mann (Nizza) davon abgehalten worden, sich öffentlich entschieden gegen die neue Achse des Unheils zu äußern oder mit der Sowjetunion zu brechen.

Flügge fasste seine Erkenntnisse zu Heinrich Mann, abweichend von dem bekannten Bild in der Öffentlichkeit, in die provozierende These zusammen: In Wirklichkeit sei er „kein Realist oder Naturalist“ gewesen, sondern ein „Idealist, Romantiker und Träumer“. Mit seiner Biographie möchte Flügge nachweisen, dass „nicht Vernunft“, sondern „Traum, Symbol, Phantasie“ für Heinrich Mann bestimmend gewesen seien. Außerdem habe die materielle Not ihn stets „zu demütigen Konzessionen gezwungen“. Sein Bild in der Öffentlichkeit habe immer in einem Kontrast zu seiner Wahrheit als Autor und Person gestanden. Heinrich Mann, der Lübeck endgültig 1893 verlassen habe und zeitlebens „von der Fremde angezogen“ gewesen sei, habe – im Gegensatz zu seinem Bruder Thomas – „nie bei sich selbst ankommen“ können. Dieses Schicksal sei ihm bis über den Tod hinaus treu geblieben, Heinrich Mann besitze zwei Grabsteine, einen in Kalifornien und einen in Berlin, wobei nicht klar ist, wer unter letzterem wirklich begraben ist.

In der anschließenden Diskussion widerfuhr Flügge mit seiner Einschätzung nicht nur Anerkennung, sondern auch deutlicher Widerspruch mit Hinweisen auf Werke wie „Im Schlaraffenland“ und den „Untertan“, Romane, die für Heinrich Manns Hellsichtigkeit, Realistik und Gegenwartsbezug sprächen. Die Auseinandersetzung um Heinrich Manns eher unbekannten Roman „Lidice“ erbrachte nebenbei auch interessante Theorien und Mutmaßungen über die Hintergründe zum Attentat auf Reinhard Heydrich (1942);



Jindřich Mann, geboren 1948, ältester Sohn von Heinrich Manns Tochter Leonie Aškenazy, lebt heute in Prag und arbeitet als Filmemacher (Foto: Hagen Scheffler)

vieles sei noch nicht geklärt, z. B. welche Rolle es gespielt hat, dass Heydrich jüdische Vorfahren gehabt hat und ob die Nazis nicht von diesem Attentat gewusst und nichts getan hätten, um Heydrich „loszuwerden“, oder gar selbst dieses Attentat in Auftrag gegeben hätten.

Jindřich Mann – Prag, poste restante

Die Geschichte der „Manns“ ist noch nicht zu Ende. Es war ein besonderes Erlebnis, auf der Tagung den Enkel Heinrich Manns zu hören, der sein Buch („Prag, poste restante. Eine unbekannte Geschichte der Familie Mann“) vorstellte. „Er und ich trafen uns nie“, heißt es in dem Buch. Und trotzdem ist dieser er, das ist Heinrich Mann, für seinen Enkel

bedeutsam. So „versucht“ Jindřich Mann also, „das Buch ... über Mama und Papa, auch über Prag“, zu schreiben. Man könnte hinzufügen: auch über die Großeltern. Zunächst ein kurzer Abriss der Familiengeschichte:

- 1914 Heinrich Mann heiratet Maria Kanová (genannt Mimi) (1886-1947); sie war 1912 von Prag nach Berlin gekommen.
- 1916 Geburt der Tochter Leonie (1918-1986).
- 1930 Scheidung der Ehe. Heinrich Mann geht eine enge Beziehung zu Nelly Kröger ein, die er 1939 auch heiratet; Maria Mann heiratet ebenfalls neu.
- 1933 Rückkehr Maria Manns mit ihrer Tochter Leonie nach Prag.

- 1936 Heinrich und Thomas Mann erhalten die tschechische Staatsbürgerschaft in Proseč.
- 1939 Leonie heiratet einen Amerikaner (Traugott Aschermann); Ihre Hoffnung auf Ausreise in die USA schlägt fehl. Maria und Leonie werden verhaftet.
- 1941 Maria Mann ist mehrere Jahre im KZ Theresienstadt (Ghetto) inhaftiert.
- 1946 Leonie Mann heiratet Ludvik Aškenazy (1921-1986), der ein bekannter Schriftsteller in der Tschechoslowakei ist.
- 1947 Tod Maria Manns.
- 1948 Geburt Jindrich Aškenazys.
- 1956 Geburt Ludvík Aškenazys.
- 1968 Emigration der Familie Aškenazy nach Deutschland (München-Berlin).
- 1986 Tod der Eltern von Jindrich.
- 1990 Rückkehr von Jindrich Aškenazy nach Prag.

„Es scheint, dass sich einmal ein Mann und eine Frau liebten. Der verliebte Mann hieß auch Mann. Es war mein Großvater. Die Frau hieß Kann.“ In dieser Art und Weise erzählt Jindrich von seiner Familie, von Prag, von den verschiedenen Etappen der Geschichte der Tschechoslowakei. Jindrich Mann beleuchtet die Zeit der ersten Republik (zwischen den Weltkriegen), die nationalsozialistische Gewaltherrschaft, die kommunistische Unterdrückung, den Prager Frühling, den Einmarsch der Russen und die Wende. Ausführlich geht er der Bedeutung des Wortes „Normalisierung“ nach, womit zum Beispiel aus „offizieller Sicht“ die Gewöhnung an den Einmarsch der russischen Truppen in Prag gemeint ist. Das Buch schließt damit, dass er in Proseč, wo die Familie Mann die tschechische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, nach der Wende eine Ansprache in der dortigen Kirche halten darf.

Einmal hat er seine Mutter nach Lübeck begleitet. Es fand dort eine Heinrich-Mann-Tagung statt. „Ich sehe noch meine Mutter, wie sie, klein, dünn, mit einem permanent bandagierten Bein, der amputierten Brust, in einem von den langen, leicht exotisch anmutenden Kleidern, die sie so mochte, mit ihrem kurzen Haar, mit dem braunen Teint und den schönen lebendigen Augen dem Bundespräsidenten die Hand reichte und mit sanfter Stimme fragte: ‚Sie wissen, wer ich bin?‘ Woraufhin der Bundespräsident wahrheitsgemäß oder diplomatisch antwortete: ‚Ja.‘“

Die Geschichten, die Jindrich Mann erzählt, stützen sich zumeist nicht auf Ar-

chivstudien. Der Autor „fabuliert“ gern. Oder er sagt: „Natürlich muss das nicht stimmen“. Trotzdem oder gerade deswegen ist das Buch außerordentlich stimmig und „dicht“. Der Autor lässt sich gern „verzaubern“. Da ist denn schon mal ein schwerer Tornado im Anzug. Oder der tote Stalin rechnet mit einem Abweicher ab. Der Autor hat viele Träume. Mit diesen Geschichten verzaubert er auch den Leser. Immer wieder schaut ihm der Schweyk über die Schulter und schreibt verschmitzt mit: „Oft sind also Schnapsbrenner in meiner Familie fast genauso vertreten wie Schriftsteller. Dann kommen als Nächstes, statistisch gesehen, Schauspielerinnen.“

„Begrüßen Sie sich doch in Prag“, schlägt ein Hotelpartier ihm vor: poste restante – also postlagernd, an sich selbst adressiert. Ein solcher Brief soll irgendwie eine Verbindung halten. Es ist so etwas wie der letzte Koffer in Berlin. So richtig haben sie in ihrer Heimat nicht Fuß fassen können – immer wieder vertrieben und angezogen.

Wie gesagt, die „Manns“ sind noch nicht zu Ende. Jindrich Mann, von Beruf Filmemacher, hat ein schönes Buch geschrieben. Man könnte noch von seinem Bruder Ludvík berichten, der ebenfalls im Filmgeschäft tätig ist, aber sonst andere Schwerpunkte setzt: Er betreibt in Berlin erlesene Sexseminare im „Diamond Lotus Institut“. Und er arbeitet an einem „erotischen Roman“. Heinrich Mann hätte sicherlich seine Freude gehabt.

Monika Mann – Das fahrende Haus

Monika Mann, 1910 geboren als viertes Kind von Thomas und Katja Mann, gehörte eher zu den „ungeliebten Kindern“. 1933 geht sie mit ihren Eltern in die Emigration. Sie absolviert ein Klavierstudium. 1939 heiratet sie den Kunsthistoriker Jenő Lányi. Bei der Überfahrt in die USA wird das Schiff von einem Torpedo getroffen und sinkt (September 1940). Sie selbst wird gerettet. Danach wechseln die Orte und Kontinente vielfach, Monika bewohnt allein ihr „fahrendes Haus“. 1947 fängt sie mit dem Schreiben an. Sie veröffentlicht eine größere Reihe von Feuilletons. 1955 schreibt sie ein Erinnerungsbuch („Vergangenes und Gegenwärtiges“). 1992 stirbt sie. Karin Andert veröffentlichte in diesem Jahr eine Auswahl der Arbeiten Monika Manns („Das fahrende Haus“). Mit dieser Dokumentation hat sie deutlich gemacht, dass Monika eine ernstzuneh-

mende Schriftstellerin ist. Das Verhältnis zu ihren Eltern war spannungsreich. Einmal heißt es in Thomas Manns Tagebüchern: „Drang auf ihre Entfernung“. Auf der Tagung ging Andert vor allem auf das Verhältnis Monika Manns zu ihrem Onkel Heinrich ein. Monika Mann schreibt, dass sie ihn „verpasst“ hat. Damit ist gemeint, dass sie seine Literatur nicht wirklich zur Kenntnis genommen hat. Monika Mann betont seine Sanftheit, sieht in ihm einen Weltmann und einen Buddenbrook. Nach Andert sind beide Außenseiter gewesen, nicht so beachtet, daher hat sich eine starke Solidarität zwischen den beiden entwickelt. Einige Zitate aus „Der Einsame. Erinnerungen an Heinrich Mann“ sollen deutlich machen, wie Monika Mann ihren Onkel Heinrich sieht und beurteilt und wie anschaulich ihre Sprache ist:

„Zuletzt sah ich ihn – es war zu Beginn des Jahres 1949 – in Santa Monica. Er hatte dort kürzlich, nach dem Tod seiner Frau, eine neue Wohnung bezogen. Es roch noch nach Mörtel und Farbe. Ein patriarchaler Junggeselle – über die feine Goldbrille hinweg sahen seine großen meerfarbenen Augen fragend und ermunternd drein, während er Rotwein und Kuchen offerierte.“

„Der Schreibtisch nahm die ganze Breite seines Zimmers ein: jeden Morgen um sieben setzte er sich daran und schrieb zehn Stunden ohne Unterlaß. [...] Eine überwältigende Einsamkeit schien aus dem feucht verheißungsvollen Duft des Neubaus zu steigen.“

„Künstlerischer Erfolg und soziale Bewegtheit führten leidenschaftliche Frauenaffären herbei, die in grotesker Tragik ihr Ende fanden. Sie zogen vor ihm auf – Chanteusen, Soubretten, gestürzte Comtessen ... Sein aristokratisches Gemüt liebte das Tangel-Tangel, Blumen der artistischen Anrührigkeit.“

„Zu Haus zog er die purpurnen Vorhänge zu – und öffnete niemandem die Türe ... Übrigens mochte er es nicht, wenn man ihn nach dem ‚Untertan‘ wertete und beurteilte. Das politisch-prophetische Element in ihm schätzte er selbst weniger hoch als das artistisch-poetische.“

LESEHINWEIS:

Manfred Flügge, Heinrich Mann. Eine Biographie. Reinbek: Rowohlt 2006.

Jindrich Mann, Prag, poste restante. Eine unbekannte Geschichte der Familie Mann. Reinbek: Rowohlt 2007.

Monika Mann, Das fahrende Haus. Aus dem Leben einer Weltbürgerin. Reinbek: Rowohlt 2007.

Arsenik un ole Spitzen

Von Rudolf Höppner

Der New Yorker Deutschamerikaner Joseph Kesselring schrieb 1939 „Arsenik and Old Lace“, und seit der Verfilmung im Jahr 1944 mit Cary Grant und Peter Lorre gehört es zu den berühmtesten Kriminalkomödien weltweit. Auf deutschen Bühnen ist es als „Arsenik und Spitzenhäubchen“ ein Dauerbrenner. Konrad Hansen hat es unter dem Titel „Arsenik un ole Spitzen“ ins Niederdeutsche übertragen, die Handlung nach Altona in die Zeit der 30er Jahre verlegt. In dem Stück wird fröhlich und ständig gemordet. Zwei ältliche Schwestern vergiften ein Dutzend alleinstehende Herren und lassen sie von ihrem schizophrenen Bruder im Keller vergraben, sind fest überzeugt, damit etwas Gutes zu tun. Ihr Neffe, ein gesuchter Massenmörder, kommt auf die gleiche Zahl von Opfern. Aber da ist ein Mitglied der Familie, das, von den meuchelnden Trieben unbelastet, dem kriminellen Treiben ein Ende zu setzen versucht: der Journalist Martin, ihr Neffe. Und das ist der rote Faden der Handlung.

Der schwarze Humor entsteht aus der Spannung zwischen mangelndem Unrechtsbewusstsein und krimineller Aktion in kleinbürgerlichem Milieu. Die Niederdeutsche Bühne Lübeck löst die attraktive Aufgabe mit einem Ensemble, das bis in die kleinste Rolle zutreffend besetzt ist und einer sorgfältigen und lebendigen Inszenierung des Regisseurs Uwe Wendtorff. Magda

Schulz als kindlich naive Tante Adele und Brigitte Koscielski als scheinbar resolute Tante Martha ergänzen sich zum giftmörderischen Duo, das spontan die humorvoll makabre Atmosphäre schafft. Im Kontrast dazu erscheint Hans-Hermann Müller als herrlich brutaler, Frankenstein ähnlicher Neffe, der sich gesichtschirurgisch ständig von Dr Eisenstein verändern lässt, seinem alkoholsüchtigen Kumpanen, den Hans-Gerd Willemsen gar schrecklich intensiv in Mimik und Körpersprache darbietet. Zu den bösen der Familie gehört noch der bewusstseinsgespaltene Wilhelm, in seinem zweiten Ich Kaiser Wilhelm II, passend pompös präsentiert von Gerd Meier. Neffe Martin, der einzig Zurechnungsfähige des Clans, muss sich mit seinen unterschiedlichen Bezugspersonen entsprechend auseinandersetzen, um weiteres Morden zu verhindern. Roland Gabor bewältigt diesen schwierigen und dramaturgisch wichtigen Part mit eindrucksvollem Können. Claudia Köbke passt gut in die Rolle seiner liebenswert natürlichen Verlobten Ellen. Gerhard Schnieder gelingt die Figur des drönigen Polizisten Brodersen, im heimlichen Nebenberuf Autor eines Kriminalstücks. Günter Lüdtke ist sein resoluter Chef und Hauptmann – im ersten Akt gibt er den freundlichen Gemeindepastor. Auch Volker Strauss spielt zwei Rollen: zu Beginn einen Gast der Schwestern, dann am Schluss herrlich unsympathisch den selbst nicht ganz zurechnungsfähigen Leiter einer sogenannten „Klasmühle“. Wirkungsvolle Ergänzung des Spiels sind die zeitlich pas-

senden Kostüme von Christa Walczyk, die Masken von Christa Kopetzky und das bis in letzte Kleinigkeiten stimmige Bühnenbild von Jan Kothe. Es gab viel Beifall bei der Premiere und viele Vorhänge.

Der Dichter Durs Grünbein zu Gast beim Studium Generale

Im Rahmen des „Studium Generale“ der Universität zu Lübeck „Was ist der Mensch?“ – „Natur und Kultur“ – „Der Mensch und die Zeit“, las Durs Grünbein unter dem Motto „Aus einem alten Fahrtenbuch“ aus seinem Opus.

„Nach dem Untergang des Sozialistischen Reiches fand sich, in einem Blechkasten, vergraben im Sand eines militärischen Übungsgeländes in Sachsen, ein Manuskript.“ So beginnt das Prosastück „Aus einem alten Fahrtenbuch“ in Durs Grünbeins drittem Gedichtband „Falten und Fallen“ (1994). Der Suhrkamp-Verlag hat es 2006 im Band „Gedichte. Bücher I-III“ neu herausgegeben.

Mit zwei äußerst erfolgreichen Gedichtbüchern begann der junge Durs Grünbein in der kurzen Zeit zwischen Vor-, „Wende“ und deutscher Wiedervereinigung seine literarische Laufbahn. „Grauzone morgens“, ein erstes Gedichtkonvolut, von Heiner Müller an den Suhrkamp-Verlag vermittelt, liest sich heute als historisches Dokument: letztes lyrisches Protokoll aus dem untergehenden sozialistischen Imperium. „Schädelbasislektion“ schrieb die Untersuchung fort: Aus der Erfahrung von Sprachzerfall und Großstadteinsamkeit, von Ideologie-Zerstörung und Auflösung des Subjekts entwarf sie die Megametapher Gehirn und dokumentierte den Aufprall in der radikal veränderten Wirklichkeit eines neu formierten Staates als Schockmoment und Bruch eines Kontinuums. „Falten und Fallen“ schließlich ließ den Dichter innehalten bei der Bestandsaufnahme des neuen westlichen Alltags und führte die Orientierungssuche über eine naturwissenschaftliche, neurologische Topographie an ein vorläufiges Ende: Schon dieser Band sichtete das Vorgelände von Antike und Klassik, das später dann entschieden beschritten wird. „Bei keinem der einmal erreichten Standpunkte aber ist Verweilen, unaufhaltsam ist nur eines: die Transformation“, heißt es im Prosastück „Aus einem alten Fahrtenbuch“:



Günter Lüdtke, Volker Strauss, Magda Schulz, Brigitte Koscielski, Roland Gabor, Gerhard Schnieder in „Arsenik un ole Spitzen“ (Aufnahme: Fotostudio Hellmann)

„So paradox es klingt, das Schweigen ist meine wirkliche Waffe“, so wird hier eine Poetik verkündet, die „Falten und Fallen“ völlig mangelt. Nur noch behauptet wird, was für die ersten beiden Gedichtbände sicher galt: dass der „Panzer der Sprache“ schließlich „bis an die vordersten Linien des Draußen“ führe. Dort war in der Tat Grünbeins „Grauzeit morgens“ angesiedelt, während nun, das Bild noch einmal aufgegriffen, der „Panzer der Sprache“ in einer virtuellen, funkelnden, ästhetisch arrangierten Wortparade zu erstarren droht. Kritik, die solchem Spiel brav Beifall klatscht, kommt fast einem Verriss gleich: „Er versteht sich auf den Oden-Stil, das Prosagedicht und die Variation“, wie Rüdiger Görner schreibt.

Seine Gedichtpoetik schreibt sich bis in manche Formulierung hinein von Paul Celan her, der wie eine verdeckte Dialogfigur erscheint. Grünbein ergründet in immer neuen Facetten ein einziges lyrisches Grundmotiv, die Zeit, jenen großen Gegenstand melancholischer Dichtung vom Barock bis zur Moderne. Der Autor bezieht sich dabei u. a. auf das Werk „Materie und Gedächtnis“ (1896) Henri Bergsons, der auch Marcel Proust beeinflusst hat.

Durs Grünbein wurde am 9. Oktober 1962 in Dresden geboren. Seit 1986 lebt er nach kurzzeitigem Studium in Berlin als Dichter, Übersetzer und Essayist.

Nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs führten ihn Reisen durch Europa, nach Südostasien und in die Vereinigten Staaten. Er war Gast des German Department der New York University und der Villa Aurora in Los Angeles. Für sein Werk erhielt er mehrere Preise, darunter den Peter-Huchel-Preis, den Georg-Büchner-Preis, den Literaturpreis der Osterfestspiele Salzburg 2000, den Friedrich Nietzsche-Preis des Landes Sachsen-Anhalt 2004 und den Berliner Literaturpreis 2006 der Preußischen Seehandlung verbunden mit der Heiner-Müller-Professur 2006. Seine Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt.

Diese Lesung im Rahmen der öffentlichen Vorträge und Diskussionen des Wintersemesters 2007/08 löste eine rege und zum Teil kontroverse Diskussion unter der Leitung Prof. Dr. Detlef Kömpfs aus.

Die Veranstaltungsreihe „Der Mensch und die Zeit“ wird mit den Vorträgen „Philosophische Aspekte der Zeit“ von Dr. Albrecht von Müller, München, am 24.01.2008 und „Zum Begriff der Zeit in der Physik“ von Dr. Eva Ruhnau, München, am 14.02.2008 fortgesetzt.

Lutz Gallinat

Musik

Neujahrskonzert 2008 und Empfang

Beethovens „Neunte“ lockte wie vor zwei Jahren eine große Zuhörerschaft in die MuK. Dieser sinfonische Gigant verfehlte auch am ersten Tag des Jahres 2008 nicht seine Wirkung, obwohl (oder weil?) er an den letzten Tagen des Jahres 2007 in Funk und Fernsehen oftmals ausgestrahlt wurde. Aber das Erleben in einem lebendigen Konzert ist anders, nicht zu überbieten. Und so konnten sich die Veranstalter über ein gespannt lauschendes Publikum in einem vollen Haus freuen.

Allerdings war das Konzert diesmal nicht Chefsache. Der hatte es seinem neuen Stellvertreter und ersten Kapellmeister überlassen, – eine noble Geste, aber bei solch einem Anlass auch ein Wagnis. Philippe Bach hatte vor etwas mehr als einem Jahr schon als Gast das Orchester geleitet und stand nun in der neuen Funktion auf dem Pult. 1974 ist er in der Schweiz geboren, dort, wie der GMD, zum Blechbläser (Horn) und Dirigenten ausgebildet worden. Liest man seine Vita, lässt sich viel Erfahrung vermuten. Doch wirkte er noch sehr ungestüm, was Beethovens Bekanntheit nicht bekam. Sehr schroff klang vieles. Bach bewegte das Orchester, trieb vorwärts, aber interpretierte zu wenig. Der Klang war von Anbeginn unnötig hart und flächig, die Akzente streng und die Tempi atemlos. Selten gab es ruhige Momente, selbst der langsame dritte Satz klang vordergründig mit nur wenigen Ansätzen von melodischer oder dynamischer Gestaltung. So richtete sich das Interesse auf den unverwundlichen Schlusssatz. Wenn hier die Solisten gut bei Stimme sind und der Chor begeistert singt, reißt der Idealismus der Ode Schillers in Beethovens musikalischer Apotheose mit. Und der riesige Chor aus den Sängern vom Theaterchor Lübeck, der Lübecker Singakademie sowie der St. Lorenz Kantorei Travemünde, einstudiert von Josef Feigl, Gabriele Pott und Hans-Martin Petersen, schaffte den freudvollen Ausdruck noch im geforderten Tempo, wenn auch mit viel Kraft. Die Solisten dagegen, Anna Baxter aus Wien, die verlässliche Veronika Waldner aus dem Ensemble sowie die

neuen Mitglieder Daniel Szeili und Antonio Yang fügten sich souverän ein.

Nach dem festlichen Konzert wurde wie üblich mit Rückblick und Ausblick in das Neue Jahr geführt. Oliver Fraederich, Vorsitzender im Aufsichtsrat des Theaters, kündigte zwei Redner an, Antje Peters-Hirt, Direktorin der „Gemeinnützigen“, und Dr. Winfried Stöcker, den Geschäftsführer der Firma Euroimmun.

Frau Peters-Hirt beschwor in ihrer Rede die „sinnlich erfahrene Kultur“, die in Lübeck eine besondere Wertschätzung habe. Beim Blick auf 2007 erinnerte sie an das neu gestaltete Behnhaus, an das international beachtete Buxtehude-Festival, an die Rettung des Kommunalen Kinos, auch an die neue Chance für die Völkerkunde-Sammlung. Sie würdigte das Theater unter alter Intendanz mit dem herausragenden „Göttlichen Tivoli“ und das auf vier Jahre ausgerichtete „Ring“-Projekt der neuen Intendanz mit der korrespondierenden Dramatisierung von Romanen Thomas Manns. Damit habe sich Lübeck als Theaterstadt „neu erfunden“, so wie es sich als Filmstadt des Nordens bestätigt und mit dem Willy-Brandt-Haus neue Perspektiven geschaffen habe. Mit Leidenschaft setzte sie sich für das in 2008 geplante Jahr der Bürgerlichkeit ein. Ohne den Einsatz von Bürgern und ihrer Stiftungen könne sich „ein attraktives Leben, wie wir es hier gewohnt sind, nicht mehr realisieren lassen“. Jeder Bürger solle sich ein Stück neu erfinden, indem er sich für die Stadt verantwortlich zeige.

Dr. Winfried Stöcker widmete sich Schiller und dessen idealistischer Gesinnung und überprüfte sie an Erlebnissen mit örtlicher und internationaler Bürokratie, aber auch mit künstlerischen Darstellungen am hiesigen und an anderen Bühnen. Er fand da für Lübeck viel Positives. Schiller habe mit seiner Ode „An die Freude“ etwas von der Stimmung der Völkerverständigung in Europa, das dem Ideal einer umfassenden Gesellschaft entspreche, vorweggenommen, auch hier, wo man in besonderem Maße der Kunst verpflichtet sei. Er berichtete von seinen

cavier
+ **sohn**
optimale Dächer

Lübeck, Zeißstraße 2
www.cavier.de

☎ 04 51 (Notdienst)/580 530 • Fax 580 53 23

Bitte ausschneiden!

- ☒ Ich interessiere mich für
- ☐ Dach-Reparaturen
- ☐ Schöne Ziegeldächer
- ☐ Dichte Flachdächer
- ☐ Schützende Fassaden
- ☐ Metalledächer
- ☐ Dachrinnen-Reinigung
- ☐ Balkonsanierung
- ☐ Sparen mit Wärmedämmung



Reiner Kunkel
Dachdeckermeister



positiven Erfahrungen mit dem hiesigen Theater und warb dafür, den in Lübeck gegründeten Europäischen Konzertchor zu unterstützen, dessen Ziel die Völker-Verbindung sei.

Arndt Voß

PS: Man wusste, selbst wenn an der Abendkasse noch etliche auf Eintrittskarten warteten, dass die Veranstaltung nahezu ausverkauft war, der Andrang also die Kapazitätsgrenze der Halle erreicht. Warum lässt man die Besucher sich in Trauben in der Kälte vor nur einer geöffneten Tür drängen, dann in langen Schlangen vor den Garderoben lange warten?

Grüner Kreis Lübeck, e. V.

Dia-Vortrag am Montag, den 21. Januar, um 19.30 Uhr, VHS-Forum für Weiterbildung, Huxstraße 118/120

„Die Natur von der Allermarsch bis zur Geest“

Ralph Volkland, Walsrode

In diesem Vortrag stellt der Referent nicht nur die Landschaftsaufnahmen von Mooren, Heide- und Marschlandschaften und Wäldern vor, sondern auch deren Tierarten – angefangen von Insekten, Fröschen, Reptilien, über Vögel bis hin zu den Säugetieren. Die Aufnahmen wurden überwiegend im Landkreis Soltau-Fallingb. aufgenommen. Außerdem sind die Bilder z. T. zu verschiedenen Jahreszeiten entstanden.

Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde

Am Montag, dem 14. Januar 2008, um 19.30 Uhr, berichtet Herr Peter Jürs, Mannhagen, im Rahmen eines Gesprächs-abends über das Thema:

„Der Räuber vom Drüsensee“. Über gemeinsame Strafverfolgung Lübecks und Sachsen-Lauenburgs um 1720.

Peter Jürs, bekannt durch Veröffentlichungen zur Stecknitzfahrt, erforscht seit mehreren Jahren die Geschichte des peinlichen Gerichtswesens im Herzogtum Lauenburg in der frühen Neuzeit. Die Kleinheit des Landes und seine territoriale Zersplitterung führten nicht nur zu zahl-

reichen Grenzkonflikten und Prozessen vor dem Reichskammergericht, sie zeigten auch die Notwendigkeit eines gemeinsamen Vorgehens in der Bekämpfung der Kriminalität zwischen Lauenburg und seinen Nachbarn.

Am Donnerstag, dem 24. Januar 2008, um 19.30 Uhr

„Über das Sendungs- und Sündenbewusstsein des lübeckischen Kaufmanns“ (mit Illustrationen)

Vortrag von Prof. Dr. Hartmut Freytag, Hamburg:

Steht in der Forschung zumeist das wirtschaftsgeschichtliche Interesse im Vordergrund, so wird hier in sehr anregender Weise einmal ein Blick in die Vorstellungswelt des Kaufmanns getan.

Ort: Vortragsraum des Museums für Natur und Umwelt, Mühlendamm 1-3 (Eingang rechts neben der Freitreppe)

Litterarisches Gespräch

Donnerstag, den 31. Januar, 19:30 Uhr im Bildersaal der Gemeinnützigen, Königstr. 5, Eintritt frei

Paul Gerhardt im „Blauen Engel“ und bei den „Buddenbrooks“ – Ironisch gebrochene Kirchenliedzitate in den Romanen von Heinrich und Thomas Mann

Dr. Ada Kadelbach

Gesellschaft für Geographie und Völkerkunde zu Lübeck e. V.

Samstag, den 19.1.2008

Gartensaal der Gemeinnützigen, Königstraße 5

14:30 Uhr Einlass,

15:00 Stiftungsfest, 16:00 Uhr Vortrag

Stiftungsfest mit einem Vortrag von Dr. Jürgen Schwalm

Johannes Justus Rein (1835-1918) – Ein deutscher Geograph reist durch Japan (1873-1875)

Johannes Justus Rein besuchte in den Jahren von 1873-1875 Japan auf Vorschlag

des preußischen Handelsministers Karl Julius von Achenbach. Die Ergebnisse seines Japan-Aufenthaltes veröffentlichte er in dem seinem Werk „Japan nach Reisen und Studien“ (ab 1881), in dem er – nach der „Öffnung Japans“ gegenüber dem Westen – erstmalig einen umfassenden Überblick über Geologie, Geografie, Klima, Bevölkerung, Flora, Fauna und Kunst Japans gab.

Berichtigung

Im Heft 21 sind leider einige Fehler übersehen worden. Im Beitrag „Vierzig Jahre Weihnachtsmarkt im Heiligen-Geist-Hospital wurde aus dem Hospital ein „Kloster“ (S. 372) und im Bericht mit dem Titel „Es ist an der Zeit, den Mund aufzumachen“, versuchte Günter Grass angeblich, ins Palais „Schaumburg“ zum damaligen Bundeskanzler Erhard vorzudringen, tatsächlich aber fand er keinen Einlass ins Palais „Schaumburg“. (S. 381). Wir bitten die Fehler zu entschuldigen.

Redaktionsschluss

für das am 26. Januar erscheinende Heft 2 der Lübeckischen Blätter ist am Mittwoch, 16. Januar.

Exklusiver Innenausbau Möbel aller Stilrichtungen

nach fremden
und eigenen Entwürfen
aus allen Jahrhunderten.

Planung · Beratung · Entwurf
Reproduktionen · Restaurierungen
handwerkliche Fertigung



**Arps
Möbelwerkstätten**

Kronsfordter Hauptstraße 12
23560 Lübeck-Kronsforde
Tel. 0 45 08/74 81 + 18 25 · Fax 7 91 20
E-Mail: info@arps-moebel.de
Internet: <http://www.arps-moebel.de>



Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Direktorin: Antje Peters-Hirt, Königstraße 5,
23552 Lübeck, Tel.: 7 54 54, Telefax 79 63 54,
Büro montags bis freitags von 9 bis 13 Uhr geöffnet

Bankkonto: Sparkasse zu Lübeck Nr. 1-000017
BLZ 230 501 01

E-Mail: info@die-gemeinnuetzige.de Internetadresse: www.die-gemeinnuetzige.de

BESONDERE AKTIVITÄTEN UND ANGEBOTE

Lübecker Mutterschule Familienbildungsstätte:

Fortbildung im familiären Bereich und auf dem Gebiet der Gesundheitspflege. Leitung: Ute Mardfeldt. Büro: Jürgen-Wullenwever-Straße 1. Geöffnet montags bis donnerstags 9 bis 16 Uhr und freitags 9 bis 12 Uhr (Tel.: 64772). Verantwortlich: Renate Menken.

Haushilfe für ältere und kranke Mitbürger:

Entsendung von Haushilfen in Haushaltungen von älteren Mitbürgern. Büro: Königstraße 5, I. Stock (Tel.: 701 19), montags und mittwochs von 9 bis 11 Uhr. Einsatzleiterin: Ingeborg Schuldt (Tel.: 797426 zwischen 8 und 9 Uhr am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag).

Kolosseum / Seniorenwohnungen und Läden:

Auskünfte durch Heike Froberg, Büro der Gesellschaft Königstraße 5, zwischen 10 und 12 Uhr (Tel.: 75454), und Anna Sulikowski, Tel.: 796285 (01 77/1 694013).

Lübecker Blumenspende: Erfüllung sozialer Aufgaben, insbesondere Betreuung älterer Menschen durch Geld- und sonstige Spenden, die der Gemeinnützigen aus Anlass der Ehrung Verstorbener oder nach Jubiläen und Geburtstagen zugewandt wurden. Konto Sparkasse Nr. 1-031 442. Verantwortlich: Renate Blankenburg.

Theaterring: Ein Opernanrecht im Großen Haus und zwei Schauspielrechte in den Kammerspielen und im Großen Haus des Stadttheaters. Auskunft Königstraße 5 (Tel.: 75454). Verantwortlich: Heike Bornholdt.

Tochtergesellschaften und -vereine: Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Prof. Dr. Antjekathrin Graßmann, Mühlenkamm 1-3, Tel.: 1 22-41 50. Gesellschaft für Geographie und Völkerkunde zu Lübeck, Dr. Renate Kastorff-Viehmann, Starenweg 7, 23611 Bad Schwartau, Tel.: 28 11 70. Naturwissenschaftlicher Verein zu Lübeck, Museum für Natur und Umwelt, Dr. Wolfram Eckloff, Mühlenkamm 1-3, Tel.: 1 22-41 20. Overbeck-Gesellschaft Verein von Kunstfreunden e. V. Lübeck, Björn Engholm, Jürgen-Wullenwever-Straße 9, Tel.: 74760. Natur und Heimat Verein für volkstümliche Natur- und Heimatkunde zu Lübeck e. V., Christa Neubeck, Mühlenberg 24, 23617 Stockelsdorf, Tel.: 495741. Photographische Gesellschaft Lübeck, Ekkehard Retelsdorf, Torneiweg 15, Tel.: 34597. Verein der Musikfreunde Lübeck, Prof. Jörg Linowitzki, Engelsgrube 69, Tel.: 74341. Gemeinnütziger Verein zu Travemünde e. V., Richard Schrader, Bertlingstraße 4, 23570 Lübeck, Tel.: 04502/302751. Plattdütsche Volksgill to Lübeck e. V., Brigitte Koscielski, Ziehlener Straße 25, 23909 Ratzeburg, Tel.: 04541/5343. Frauenarbeitskreis in Lübeck e. V., Ingeborg Spitzer-Koldewey, Torstraße 5, 23570 Lübeck, Tel.: 04502/85141. Rechtsfürsorge e. V. „Resohilfe“, Hans-Jürgen Wolter, Meesening 2, Tel.: 66044. Gemeinnütziger Verein Lübeck-Schlutup e. V., Jürgen Schreiber, Mecklenburger Straße 20, Tel.: 691076. Gemeinnütziger Verein für Lübeck-Siems und Umgebung e. V., Eugen Ahrens, Geleitweg 29, Tel.: 395964. Gemeinnütziger Verein Kücknitz e. V., Georg Sewe, Hudestraße 88, Tel.: 301077. Grüner Kreis Lübeck e. V., Cay Uwe Fiehn, Kaninchenbergweg 49, Tel.: 601803. Verein für Familienforschung e. V. Lübeck, Uwe Boldt, Rose 51 a, 23570 Lübeck, Tel.: 04502/6632. Gem. Verein e. V. für die Stadtteile Eichholz, Krögerland, Wesloe und Brandenbaum, Rüdiger Mahnke, Gadebuschweg 6, Tel.: 605516. Ehemalige und Freunde der Lübecker Knabenkantorei an St. Marien e. V., Propst Ralf Meister, Bäckerstraße 3-5, Tel.: 7002-105. Fritz Reuter Gesellschaft e. V., Im Neuen Tor, Neutorstraße, 17033 Neubrandenburg, Tel.: 0395/5442753; Prof. Dr. Dr. Jürgen Grote, Am Eselsweg 44, 55128 Mainz, Tel.: 0228/732403. Gemeinnütziger Verein Wakenitz e. V. Lübeck, Helmut Hoppe, Kurgartenstraße 125, 23570 Lübeck, Tel.: 04502/5555. Förderverein Museum Burghof zu Lübeck e. V., Dr. Rolf Hammel-Kiesow, Langer Lohberg 51, Tel.: 794096. Verein der Freunde der Stadtbibliothek Lübeck e. V., Dagmar Pohl-Laukamp, Elsässer Straße 39. Lübecker Ballettfreunde e. V., Michael P. Schulz, Rathenastraße 21, Tel.: 492339. Lübecker Singakademie e. V., Elisabeth Koethe, Kuckucksruf 3, Tel.: 596248. Lübecker Autorenkreis und seine Freunde, Klaus Rainer Goll, Tüschener Weg 11, 23627 Groß Sarau, Tel.: 04509/8250. Archäologische Gesellschaft der Hansestadt Lübeck e. V., Alfred Falk, Kleine Burgstraße 16, Tel.: 73006. Verein für Betreuung und Selbstbestimmung in Lübeck e. V., Bernd-Michael Schumann, Pleskowstr. 1 b, Tel.: 6091120. Förderverein Naturbad Falkenwiese e. V., Dr.-Ing. Karl Benemann, An der Falkenwiese 16, Tel.: 795343. theater partout e. V., Uli Sandau, Wahnstraße 43-45, Tel.: 70004. Anwohnerverein Buntekuh e. V., Peter Keusch, Ewerstraße 35, Tel.: 891677. Förderverein Bürgerhaus Vorwerk-Falkenfeld e. V., Peter Jugert, Triftstraße 94 h, Tel.: 406610. Internationale Dieterich-Buxtehude-Gesellschaft e. V., Dr. Joachim Walter, Jerusalemsberg 4, Tel.: 01 774835471. Gemeinnütziger Verein Naturbäder Lübeck e. V., Dr.-Ing. Karl Benemann, An der Falkenwiese 16, Tel.: 795343. Förderverein Lübecker Kindertagesstätten e. V., Prof. Dr. Hans Arnold, Gutenbergstraße 4, Tel.: 6000855. Tribüne Theater e. V., Rodolphe Bonnin/Cornelia Koch, Königstraße 17, Tel.: 6111230. Förderkreis KOKI, Kommunales Kino Lübeck e. V., Volker Utzenrath, Mengstraße 35, Tel.: 7907831. Deutsch-Italienische Gesellschaft Lübeck e. V., Dörthe Klahn-Noll, Breite Straße 6-8, Tel.: 706775. Deutsch-Ibero-Amerikanische Gesellschaft Lübeck e. V., Dr. Ulrich Pannwitz, Lerchenweg 44, Tel.: 593176.

Impressum: LÜBECKISCHE BLÄTTER

Herausgeberin: Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, Königstraße 5, 23552 Lübeck, Telefon: 75454, Telefax: 796354. Verantwortlich: Doris Mührenberg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Manfred Eickhölder, Telefon: (0451) 5808324, E-Mail: manfred.eickhoelter@t-online.de.

Die Zeitschrift erscheint 14tägig außer in den Monaten Juli/August. Die Artikel stellen keine offiziellen Meinungsäußerungen der Gesellschaft dar, sofern sie nicht ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind. Für den Abdruck von Artikeln und Fotos wird eine Vergütung nicht gewährt. Die Kürzung eingesandter Artikel bleibt vorbehalten. Einzelpreis: € 2,-. Für Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Verlag und Druck: Max Schmidt-Römhild, Mengstraße 16, 23552 Lübeck, Telefon: 7031-207, Telefax: 7031-242.
E-Mail: MSR-Luebeck@t-online.de.

Anzeigenberatung: B. Dürrmeier, E-Mail: bdueerrmeier@schmidt-roemhild.com, Telefon: (0451) 7031-241, Fax: (0451) 7031-280.

ISSN 0344-5216 · © 2008

**SCHMIDT
RÖMHILD** DEUTSCHLANDS
ÄLTESTES
VERLAGS- UND
DRUCKHAUS



Bestattungs-Vorsorge

Rufen Sie uns an. Wir beraten Sie vertrauensvoll.

schäfer & co

Bestattungsgesellschaft

Balauerföhr 9 - 23552 Lübeck - Tel. 79 81 00 - Fax 7 27 77
www.schaefer-co.de



Eigene Trauerhalle

Wir machen
Druck
in Lübeck

Beratung · Entwurf · Satz · Bildbearbeitung
Geschäftsdrucke · Werbedrucke · Digitaldruck
Veredelung · Verarbeitung · Versendung
**alles rund um den Druck
aus einer Hand**

Druckerei
Hans Brüggmann OHG



Kronsfordter Allee 40 e · 23560 Lübeck · ☎ (04 51) 58 29 01-0 · Telefax (04 51) 5 60 95
www.brueggmann-druck.de · info@brueggmann-druck.de

lichthaus
qu | querfurth

...wir machen das Licht

lichtplanung
leuchtausstellung
elektro-installation
reparatur-service

wahmstraße 83 · 23552 Lübeck
tel. 04 51 / 7 48 43 · fax 04 51 / 7 40 46
e-mail: querfurth-licht@t-online.de · www.querfurth-licht.de

Das Gedächtnis der Hansestadt Lübeck



Das Gedächtnis der Hansestadt Lübeck

Festschrift für
Antjekathrin Graßmann zum 65. Geburtstag

in Verbindung mit dem
Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde
und dem
Hansischen Geschichtsverein

herausgegeben von
Rolf Hammel-Kiesow und Michael Hundt

inkl. CD-ROM „Die mittelalterlichen Schraen
des hansischen Kontors in Nowgorod“

2005, 638 Seiten, Leinen gebunden
mit Schutzumschlag,
ISBN 3-7950-5555-5

€ 36,-

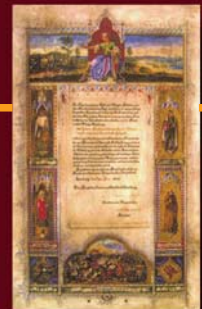
„Das Gedächtnis der Hansestadt Lübeck“.

– Der Titel dieser Festschrift für Antjekathrin Graßmann gilt im doppelten Sinne: einerseits steht er für das Archiv der Hansestadt Lübeck, andererseits für die Geehrte, die dem Archiv seit 1970 angehörte und es seit 1978 leitete. In diesen Jahren hat sich Antjekathrin Graßmann in der Hansestadt Lübeck wie auch in Archivars- und Historikerkreisen des In- und Auslandes das Ansehen als geradezu personifiziertes Gedächtnis der Stadt erworben. Für die Breite ihres fachlichen Interesses stehen die zahlreichen Publikationen, die zeitlich vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, thematisch von der Geistesgeschichte über die politische, Institutionen- und Verwaltungsgeschichte bis zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte reichen. Das unermüdliche wissenschaftliche Schaffen und die zahlreichen ehrenamtlichen Tätigkeiten, verbunden mit ihrer Persönlichkeit und ihrem oft hintergründigen Humor, veranlassten vor einiger Zeit einen Kollegen zu der Aussage: „Nun kann und darf man aber Antjekathrin Graßmann, wenn sie denn um etwas bittet, nie etwas abschlagen.“

Insofern wollten auch 49 Freunde und Kollegen die Bitte der Herausgeber um Mitarbeit an dieser Festschrift nicht abschlagen und haben zu Ehren von Antjekathrin Graßmann Beiträge zu den vier Bereichen „Geschichte Lübecks“, „Geschichte der Territorien um Lübeck“, „Geschichte der Hanse“ sowie „Archivwissenschaft und Archivgeschichte“ verfasst.

Festschrift für Antjekathrin Graßmann zum 65. Geburtstag

in Verbindung mit dem Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde
und dem Hansischen Geschichtsverein
herausgegeben von Rolf Hammel-Kiesow und Michael Hundt



**SCHMIDT
RÖMHILD**

DEUTSCHLANDS
ÄLTESTES VERLAGS-
UND DRUCKHAUS
SEIT 1579

Mengstr. 16 Tel. 04 51/70 31-2 67
23552 Lübeck Fax 04 51/70 31-2 81
Internet: www.schmidt-roemhild.de
E-Mail: vetrieb@schmidt-roemhild.com



Lübeck

Kulturerbe der Welt
World's Cultural Heritage



Der neue Bildband zeigt auf 128 Seiten mit über 200 Fotos und Texten in Deutsch und Englisch die Pracht des Weltkulturerbes Lübeck.

€ 29,80

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

**SCHMIDT
RÖMHILD**

Verlag Schmidt-Römhild · Mengstr. 16 · 23552 Lübeck · Tel.: 0451 / 70 31-2 67 · Fax: 0451/70 31-2 81
e-mail: vertrieb@schmidt-roemhild.com · www.schmidt-roemhild.de